zur gef. Rezension!

Philipp Gallicius

Reformator Graubündens.

Von

Georg Leonhardi,
Pfarrer in Brusio.

Bern,
J. Heuberger's Verlag.
1865.

In J. Heuberger's Verlag in Bern ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Harfenklänge.

Eine Liedergabe für das christliche Haus.

Von

Leonhard Meißer.

16. Eleg. brosch. 3 Fr. = 24 Ngr.

Schön geb mit Goldschnitt 4 Fr. 50 Ct. = 1 Thlr. 6 Ngr.

Statt weiterer Empfehlung lassen wir hier einige Urtheile der Presse folgen:

Hirtenstimmen, redigirt von Herrn Pfarrer Dr. Güder: „Zum Besten, was seit geraumer Zeit auf dem Gebiete der frommen Dichtkunst erschienen, gehören diese Harfenklänge unstreitig."

St. Galler literarische Mittheilungen: „Mit aller Zuversicht dürfen wir diese religiösen Lieder dem christlichen Hause, als von frommem, warmem Geiste getragen, anempfehlen. Einzelne sind würdig, in ein kirchliches Gesangbuch überzugehen."

Darmstädter Kirchenzeitung, 1863, Nr. 47: „Die neuen Harfenklänge zeichnen sich durch tief christlichen Gehalt und durch warmen, gläubigen Sinn aus, welcher der Grundton jeder einzelnen Dichtung ist. Die poetischen Formen, die edle Sprache, die einfach zum Herzen spricht, eben weil sie tiefe Lebenserfahrungen ausspricht und weit entfernt ist von aller phrasenhaften, schwülstigen, unpoetischen Reimerei, die einfache Kürze und doch tiefe, ergreifende Wahrheit, — das Alles sind Vorzüge der „Neuen Harfenklänge," die jeden Freund ächt christlicher Poesie ergreifen und seinem Herzen wohlthun. Besonders schön und ergreifend sind die Gedichte: „Christus mit der Dornenkrone, Ostersegen, die beiden Emmausjünger, Gottes Wort, das Kreuztragen, Hoffnung, der Blick zur Erde, Segen stiller Trauerstunden, gesegnete Einkehr" u. a. m. Auch die poetischen Grabschriften athmen christlichen Geist und sind nütze zum Trost und zur Lehre."

Philipp Gallicius

Reformator Graubündens.

Von

Georg Leonhardi,
Pfarrer in Brusio.



Bern,
J. Heuberger's Verlag.
1865.

Philipp Gallicius

Reformator Graubündens.

Von

Georg Leonhardi,
Pfarrer in Brusio.

Bern,
J. Heuberger's Verlag.
1865.

Vorwort.

Als ich in meiner „Vierteljahrsschrift für das reformirte Bündnervolk" einige Züge aus dem Leben des Phil. Gallicius mittheilte, äußerte ich den Wunsch, es möchte recht bald eine geschicktere Feder es versuchen, ein vollständiges Bild des thatenreichen und sturmbewegten Lebens unseres ausgezeichneten Reformators zu entwerfen. Seither sind fünfzehn Jahre verflossen und mein Wunsch blieb immer unerfüllt. Deßhalb habe ich nun Hand an's Werk gelegt, durch die freundliche Aufnahme, die mein „Ritter Johannes Guler" gefunden hat, dazu aufgemuntert. Es schien mir fast unverantwortlich, daß ein Mann, wie Gallicius, einem großen Theile un=

seres Volkes länger unbekannt bleibe. Wir begegnen in der rhätischen Geschichte mancher hehren, Ehrfurcht einflößenden Gestalt. Joh. Travers, Joh. Guler, Hartmannis von Malix, Fortunat Sprecher, Friedrich Salis, Hercules Salis, Rudolf Salis und noch andere Männer des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sind herrliche Erscheinungen. Allein keiner von ihnen hat sich in so hohem Grade um Rhätien verdient gemacht, wie der Sohn des armen Schmiedes von Puntoyla. Jene verdankten ihr überwiegendes Ansehen theilweise ihrer vornehmen Geburt, ihrem Reichthume, und ihren einflußreichen Verbindungen. Gallicius ist ausschließlich durch sein Talent, seine Thatkraft und besonders durch jene unbedingte Hingebung an die Pflichten seines Hirtenamtes, die nur aus einer tiefgewurzelten religiösen Ueberzeugung hervorgehen kann, berühmt geworden. Der „stählerne Ritter des Geistes," welcher fast ein halbes Jahrhundert

mit seltener Beharrlichkeit und glänzendem Erfolge für Freiheit und Wahrheit gekämpft hat, darf mit vollem Rechte der Hauptreformator Rhätiens genannt werden. Angebahnt wurde zwar die Wiedergeburt der rhätischen Kirche hauptsächlich vor Joh. Comander in Chur, der bis an sein Lebensende an der Spitze der evangelischen Synode stand. Seine Wirksamkeit war jedoch nicht so umfassend, wie diejenige des Gallicius, welcher dies= und jenseits der Berge, in deutschen und romanischen Thalschaften die Bollwerke des Papstthums stürzte und auf den Trümmern desselben die Kirche Christi aufbaute, in allen Stürmen unerschütterlich dastehend. Wie vielen Gemeinden hat der Mann Gottes das reine Evangelium gepredigt! Wie treu lag ihm nicht nur die evangelische Kirche, sondern auch das Vaterland am Herzen! Seine Thaten und Bestrebungen bilden unstreitig das schönste Stück unserer Bündnergeschichte. — Ich habe kein ge=

lehrtes Werk für Gelehrte geschrieben. Dazu fehlten mir, außer der Befähigung, an meinem abgelegenen Wohnorte auch die Hülfsmittel. Ich wollte nur ein Büchlein für das Volk schreiben; und wenn dadurch unter demselben etwelcher Segen gestiftet wird, ist mein Zweck erreicht.

Brusio, im August 1864.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

Geburtsort und Heimath des Gallicius.

Am südöstlichen Fuße des Buffalora, der in seinem Schooße edle Metalle birgt, sprudelt in der Nähe glühender Alpenrosen ein frischer Born unter bemoosten Felsblöcken hervor. Es ist die Quelle des Rhams, welcher das rhätische Münsterthal durchströmt. Der klare Bach schlängelt sich zuerst mit sanftem Gemurmel zwischen den idyllischen Häusergruppen der Gemeinde Cierfs hinunter, welche ihren Namen den Hirschen verdankt, die in früheren Zeiten die nahen Wälder belebten. Von Fuldera, wo schlammige Tobelwasser sich mit ihm vereinigen, stürzt sich der Rham auf die tiefere Thalsohle von Valcava und St. Maria hinunter, die er oft verwüstet. In dem anmuthigen Gelände zwischen Münster und Taufers stand, kaum hundert Schritte jenseits der jetzigen Schweizergrenze, am rechten Ufer des Rhams das kleine Hirtendörflein Puntwyla, dessen Häuser in unbekannter Zeit vom wüthenden Alpenstrome fortgerissen wurden. Nur noch von einem Hause sind wenige Mauerreste vorhanden. Sie bezeichnen die Geburtsstätte desjenigen Mannes, den die Vorsehung für

die religiös=sittliche Neugestaltung Hohenrhätiens im sechszehnten Jahrhundert zum Hauptwerkzeuge auser=sehen hat. Hier stand die Wiege des Philipp Saluz, der den 4. Februar 1504 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, Adam Saluz, stammte von Ardez im Unterengadin und war nach der Volkssage ein Schmied. Seine Mutter hieß Ursula und war eine Tochter des Johannes Gallicius von Camogask im Oberengadin. Es ist im Engadin an manchen Orten noch heutzutage Sitte, dem väterlichen Familiennamen auch den mütterlichen Geschlechtsnamen beizufügen. Bisweilen wird mit Vorliebe nur der letztere gebraucht. Daher kommt es, daß Philipp Saluz in der Geschichte gewöhnlich nur Gallicius genannt wird.

Die Jugendgeschichte unseres Reformators ist leider unbekannt. Sein Zeitgenosse Ulrich Campell, der „Vater der rhätischen Geschichte," meldet uns nichts davon. Ohne Zweifel war Philipp in seiner Kindheit ein Hirtenknabe. Wir sehen ihn im Geiste mit der ihm anvertrauten Heerde zu den steilen Höhen emporklettern, zwischen Lawinen, Felsstürzen und tobenden Waldbächen vorsichtig um sich sehen, betend und Gott vertrauend Wind und Wetter Trotz bieten und selbst dem kalten Tod unverzagt in's Antlitz schauen. Bald auf dieser, bald auf jener Felsenecke betrachtete der empfängliche Knabe die geheimniß=

volle Majestät der großartigen Alpennatur, und horchte andächtig auf die Betglocke im nahen Kloster von Münster, dessen Stiftung Carl dem Großen zugeschrieben wird. Seine Blicke schweiften bald in den classischen Engpaß hinunter, wo Benedict Fontana's Heldengestalt im Kampfe für's Vaterland fiel, bald zu den alten Burgen bei Taufers hinüber, wo einst eine keusche Jungfrau, welcher ein wüster Vogt nachstellte, mit dem Rufe „Helf' mir Gott!" sich vom Schloßthurme in die Tiefe gestürzt hat, um ihre Unschuld zu retten.

Arm an „gemeinnützigen Kenntnissen" die in unsern Tagen schon den zarten Kindern eingetrichtert werden, aber reich an tiefen, bleibenden Eindrücken, ging unser Philipp aus dieser Vorschule hervor. Wir wissen nicht, wann er zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit und zur Erfahrung der göttlichen Gnade gekommen ist, und eben so wenig, wo er einen so reichen Schatz gelehrter Kenntnisse gesammelt hat, mit denen er dem Vaterlande und der protestantischen Kirche fast ein halbes Jahrhundert hindurch so wichtige Dienste geleistet hat. Seine Hinneigung zur lutherischen Abendmahlslehre in den ersten Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit berechtigt uns jedoch zur Vermuthung, daß er in Wittenberg, wo lern- und heilsbegierige Jünglinge von allen Seiten zusammenströmten, die Vorlesungen Luthers und

Melanchtons besucht habe. Am gleichen Orte studirte ja auch sein Vetter, der gekrönte Dichter Simeon Lemnius.

Zweites Kapitel.

Gallicius predigt das reine Evangelium in Camogask 1524.

Im wilden, vom jungen krystallhellen Inn durchströmten und von prachtvollen Gletschern umkränzten Alpenthale, zu dessen erhabenen Naturschönheiten Tausende von Fremden wallfahrten, steht nicht weit von den stillen Bergseen, in deren klarem Wasser die Arven ihre schlanken Leiber spiegeln, die kleine Dorfkirche von Camogask. An einem Sonntage im Jahr 1524 trat in dieselbe ein blutjunger Kaplan. Ueber seine sanften Gesichtszüge war eine tiefe Wehmuth verbreitet. Er fand nämlich das Gotteshaus in einen Götzentempel verwandelt. Jung und Alt beugten ihre Knie vor hölzernen und steinernen Bildern und plapperten gedankenlos Gebete zu den Heiligen. Von einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit war keine Spur vorhanden. Das Herz des Jünglings blutete beim Anblicke des unwissenden Volkes, welches weder die zehn Gebote, noch das apostolische Glaubensbekenntniß, ja nicht einmal das Vater Unser in der Muttersprache hersagen konnte.

Die lieben Leser kennen den thränenwerthen Zustand der christlichen Kirche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Das reine Christenthum war aus der Christenheit verschwunden. Die Völker wandelten in der Finsterniß des Aberglaubens und Unglaubens. Der Herr der Kirche, welcher sich in Deutschland und in der Schweiz nicht unbezeugt ließ, erweckte jedoch auch in Hohenrhätien Herolde der Wahrheit. In der Kirche von Camogask, in welcher wir nun im Geiste verweilen, besteigt der zwanzigjährige Kaplan die Kanzel und aus seinem gläubigen Herzen strömt durch den beredten Mund frisches Lebenswasser auf die andächtig horchende Versammlung. Der begeisterte Herold des Evangeliums ist der Sohn des Schmiedes von Puntwyla. Adam Saluz hatte damals vielleicht bereits sein Pilgerkleid ausgezogen, was seine Gattin veranlaßt haben mochte, in ihre ursprüngliche Heimath zurückzukehren. Philipps erste Predigt handelte von Christi vollgültigem Verdienste und dem Vertrauen, welches der Sünder auf dasselbe allein setzen solle. Die Zuhörer waren sichtbar ergriffen. Der Weg zur Seligkeit war ihnen noch nie so deutlich gezeigt worden. Während jedoch in manchem Auge eine Freudenthräne glänzte, konnte der Ortspfarrer Johannes Bursella, welcher Decan des ganzen Engadins war, seinen Zorn nicht verbergen. Obschon Gallicius keinen Glaubensartikel und keinen Gebrauch der Kirche

direct angriff, war ihm doch, als ob Altar und Bilder bereits anfingen zu wanken. Nicht weniger als Bursella erschraken auch der Pfarrer Salis in Zuz, der Pfarrer Rascher in Scanfs und andere Meßpriester über den jungen Kaplan, von dessen holdseliger Predigt in allen umliegenden Gemeinden gesprochen wurde. In ihrem Rathe wurde beschlossen, ein achtsames Auge auf ihn zu richten.

Drittes Kapitel.

Das Religionsgespräch zu Ilanz 1526.

Nicht nur der Meßaltar im Engadiner Kirchlein, auch der alte Bischofsstuhl in Chur fing um 1524 herum an zu wanken.

Die 95 Sätze, welche der kühne Mann Gottes in Wittenberg gegen den Ablaß und was damit zusammenhing, an die Schloßkirche angeschlagen hatte, verbreiteten sich so schnell nach allen Weltgegenden hin, daß man meinte, die Engel seien die Botenläufer gewesen. Die Kunde davon gelangte auch in den Schooß der rhätischen Alpen. Als zu gleicher Zeit auch die kräftigen Trompetenstöße gehört wurden, womit Zwingli in Zürich den Morgen einer neuen Zeit verkündigte, fing das Wort Gottes an, auf eine wunderbare Weise in den drei Bünden sich zu regen und zu wirken. In tiefen Thälern und auf stolzen Berg=

firnen leuchtete zu gleicher Zeit das Licht des Evangeliums, welches so lange Zeit unter dem Scheffel verborgen gewesen war. Bis in die abgelegensten Gegenden drang der süße Laut der frohen Botschaft von der Gnade Gottes in Christo.

In Fläsch, an der Grenze Deutschlands, pflanzte Bürkli, ein Sendbote des Zürcher Reformators, das evangelische Banner auf. In Malans rüttelte der gelehrte Münsterthaler Johannes Blasius gewaltig an der Messe, dem Hauptbollwerke der römischen Kirche. In St. Antönien, einem wilden Seitenthale des Prättigau, verkündigte Jacob Spreiter aus dem Montafun mit heiliger Begeisterung das reine Evangelium, zu dem sich in Bälde die meisten Gemeinden an den Ufern der Landquart bekannten. Die „freien Walser" auf Davos, welche in ihrer Alpenlandschaft nie ein Zwingherrenschloß geduldet, warfen unter Anführung des Andreas Fabritius das römische Joch ab. In Chur erhob der Stadtpfarrer Comander kühn unter den Augen des Bischofs und seiner Domherren die Standarte der Wahrheit und Freiheit. Im romantischen Domleschg führte Ulrich von Marmels die Leute von den Sümpfen der Menschensatzungen zu den reinen Quelladern, die aus Gottes Wort strömen. Der schöne Heinzenberg legte das päpstliche Kleid ebenfalls ab. Auch an den Quellen des Hinterrheins flatterte das Panier der Reformation. Selbst

in dem wilden Thale von Avers, welches sechs bis acht Monate zum Jahr in tiefem Schnee begraben liegt, grünte die himmlische Lebenssaat des lautern Evangeliums. Die Oberländer wurden auch von der allgemeinen Bewegung ergriffen und suchten sich von der römischen Vormundschaft zu befreien.

Kein Wunder, daß der Bischof und die Domherren in große Angst geriethen. Mit Entsetzen fanden sie, daß schon vierzig Prediger in den drei Bünden sich um die Standarte der Reformation geschaart haben. Auch die weltlichen Häupter des rhätischen Volkes sahen mit unruhigen Augen die wunderbare Bewegung an. Sie tagten in Ilanz, der ersten Stadt am Rhein, und verordneten: „Das Wort Gottes soll dem Volke treulich vorgetragen werden und der übermäßige Prunk und Kleideraufwand bei der Geistlichkeit abgestellt sein.“ Das war jedoch nur ein neuer Lappen auf ein altes Kleid. Diese Verordnung bezweckte nicht die Wiedergeburt der ausgearteten Kirche, in welcher noch schlimmere Uebelstände vorhanden waren, als die Kleiderpracht der Priester. Der schamlose Handel, den Rom mit heiligen Dingen trieb, mußte zuvörderst abgeschafft werden. Der rhätische Bundestag wähnte nach dem Beispiele der Rathsherren in den Urkantonen, durch eine solche halbe Maßregel den Strom der Reformation in seinem Laufe aufhalten zu können. Derselbe breitete sich aber

von Tag zu Tag dies= und jenseits der Berge immer weiter aus. Im Gefühle der eigenen Ohnmacht nahmen der Bischof und die Domherren ihre Zuflucht zum weltlichen Arme. „Ihr Obrigkeiten," riefen sie, wie sechs Jahre früher der Bischof zu London, „kommet der Religion zu Hülfe!" Sie verlangten von den Bundeshäuptern, daß die Prediger der neuen Lehre, deren Gottlosigkeit so groß wäre, daß die kirchlichen Strafen nicht mehr hinreichen, aus dem Lande verwiesen werden.

Allein Comander, fest entschlossen, für die Wahrheit Alles aufzuopfern, trat vor die Landesväter und sprach im Namen der evangelischen Prediger also: „Wir bitten, daß uns gestattet werde, mit unsern Gegnern vor den Häuptern der drei Bünde zu erscheinen und ein Religionsgespräch mit ihnen zu halten. Werden wir dann mit Schriftzeugnissen des Irrthums überwiesen, so wollen wir widerrufen; im entgegengesetzten Falle werden wir von der erkannten Wahrheit nicht ablassen und ihretwegen nicht blos Unbill, sondern selbst den Tod leiden."

Die Bundeshäupter, welche dem Streite, der die Republik aufregte, ein Ende zu machen wünschten, schrieben auf den 7. Jenner 1526 eine öffentliche Disputation aus.

Nicht weit von der Wiege des grauen Bundes, wo 1424 das Banner der politischen Freiheit aufge=

pflanzt wurde, liegt, von den klaren Fluthen des Vorderrheins bespült, das Städtchen Ilanz, einer von den ehemaligen drei Vororten der rhätischen Eidgenossenschaft. Hier sollte das erste Treffen in dem langen Feldzuge geliefert werden. Die tüchtigsten Streiter beider Parteien fanden sich auf dem Kampfplatze ein. Das Schlachtfeld war zuerst die Kirche, dann das Rathhaus.

Sechs Abgeordnete der Regierung führten bei der Disputation den Vorsitz. Auf der einen Seite standen der bischöfliche Vikar, der Abt Theodor Schlegel, v. St. Luzi, drei Dekane, ein paar Mönche und einige Meßpriester. Auf der andern Seite hatten sich um Comander Gallicius, Joh. Blasius, Joh. Pontisella aus dem Bergell, Andreas Fabritius, Christian Hartmann, Pfarrer von Thusis u. a. geschaart. Die evangelische Partei hatte dem jungen Kaplan von Camogask, dessen gründliche Gelehrsamkeit bereits die verdiente Anerkennung gefunden hatte, den Auftrag ertheilt, im Vereine mit Comander den Gegnern zu antworten. Die Römischkatholischen zeigten wenig Lust, den Feind, der sich hinter der Bibel verschanzt hatte, anzugreifen. Der bischöfliche Vikar nannte nun die reformirten Prediger, welche er kurz vorher gottlose Verbrecher gescholten hatte, geliebte Brüder und bat sie, in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückzukehren.

Der schlaue Abt suchte mit großer Beredtsamkeit die Versammlung zu überzeugen, daß die Disputation ganz überflüssig sei, indem ja in Bälde ein Reichstag und eine allgemeine Kirchenversammlung beschließen würden, was die Kirche von ihren Lehren beizubehalten und davon fallen zu lassen hätte.

Als die politischen Vorsitzer sich zu dieser Ansicht hinneigten, drohten jedoch Comander und seine Freunde, auch wenn sich die Katholiken entfernen, gleichwohl vor der Volksmenge Rechenschaft von ihrer Lehre abzulegen. „Es beginne also in Gottes Namen, wer zu sprechen hat," sprach nun der Präsident der Versammlung. Aller Augen richteten sich auf den Stadtpfarrer von Chur, der vorgetreten war, um das Wort zu ergreifen. „Es ist noch nicht an dem, die Disputation zu beginnen," rief jedoch plötzlich, mit Feierlichkeit von seinem Sitze sich erhebend, der bischöfliche Vikar, dem vor der folgenschweren Entscheidung bangte. „Diese Versammlung verursacht große Unkosten. Zur Deckung derselben, wenn die katholische Partei unterliegen sollte, hinterlege ich im Namen des Bischofes 6—10,000 Goldgulden. Es ist billig, daß die Gegenpartei für die gleiche Summe Sicherheit leiste." Er wußte wohl, daß die evangelischen Prediger, welche auf die meisten Einkünfte freiwillig verzichtet hatten, wie einst die Apostel, weder Gold noch Silber besaßen. Ihre abgetragenen Kleider, ihre

hageren Gestalten und blassen Gesichter sprachen deutlich genug für ihre Armuth. Comander konnte mit Recht sagen: „Wir sind arme Gesellen mit leeren Seckeln; wir können kaum unsere Suppe bezahlen; wo sollten wir 10,000 Gulden hernehmen?“ Schon diese ängstlichen Bemühungen der Katholiken, die Disputation zu verhindern, mußten den nachdenkenden Theil des anwesenden Volkes für die Evangelischen günstig stimmen.

Endlich beginnt das Treffen. „Die wahre Kirche ist aus Gottes Wort entstanden,“ ruft Comander mit heller Stimme; „sie muß sich an dieses allein halten und darf auf keine fremde Stimme hören.“ Diesen Satz beweist der in der heiligen Schrift außerordentlich bewanderte Mann so bündig und klar, daß die Gegner gezwungen sind, sich damit einverstanden zu erklären. Es ist begreiflich, daß die Katholiken nach einer solchen Niederlage wenig Lust zur Fortsetzung des Kampfes fühlten. Sobald zugegeben wird, daß die christliche Kirche ausschließlich auf dem Worte Gottes in der heiligen Schrift fußen müsse, können sich die römischen Menschensatzungen nicht mehr halten. Als daher die Evangelischen ihren Sieg verfolgen und ihre Lehre vom heiligen Abendmahl auseinandersetzen und die Messe, das Hauptbollwerk des Papstthums, angreifen wollten, machte der Abt Theodor mit großer Freundlichkeit den Vorschlag, er wolle

die übrigen streitigen Punkte mit Comander allein in Chur besprechen und schlichten. Die reformirten Prediger wollten jedoch in Gegenwart des Volkes reden und zeigen, daß sie mit Unrecht „gottlose Ketzer" genannt werden. Die Gesinnungen der politischen Abgeordneten, die keineswegs unparteische Richter waren, kennend, suchte der schlaue Abt nun das letzte Wort zu behalten, um in den Augen der Unwissenden als Sieger den Kampfplatz zu verlassen. Er hielt zu dem Ende eine lange und breite Rede über die Sakramente, das Fegfeuer und andere Gegenstände. Dann erklärten die Vorsitzenden die Disputation für geschlossen, ohne weiter auf Comander zu achten, der gegen ein solches Verfahren feierlich protestirte.

Die Disputation blieb nicht fruchtlos, obschon durch allerlei Liste und Kniffe der vollständige Sieg der Evangelischen verhindert wurde. Sieben von den anwesenden Priestern gaben der göttlichen Wahrheit die Ehre und legten alsobald die Meßgewänder nieder. Und die von Ilanz zurückkehrenden Landleute trugen unvergängliche Saamenkörner in empfänglichen Herzen in ihre stillen Hirtendörfer. Auch in der Seele der Vorsteher des Volkes fing das Wort Gottes an, sich zu regen und zu wirken.

Bald nach der Disputation stellte es der Bundestag Jedermann in den drei Bünden frei, sich zum katholischen oder zum evangelischen Glauben zu be=

kennen und verbot unter Androhung schwerer Strafe, irgend Jemanden um seiner Religion willen zu schmähen oder zu verfolgen. Zugleich wurde allen Geistlichen eingeschärft, keine andere Lehre, als die in der heiligen Schrift enthaltene vorzutragen.

Gallicius konnte in Ilanz noch keine wichtige Rolle spielen, weil die kampfscheuen Katholiken es zu keiner rechten Entscheidung kommen ließen. Er hatte nur zweimal das Wort ergriffen, um den bischöflichen Hofschulmeister, welcher durch spitzfindige Fragen das ernste Gespräch lächerlich zu machen suchte, zum Schweigen zu bringen. Dennoch war die Disputation für sein späteres Leben von hoher Wichtigkeit. An der Seite Comanders, den er in der Folge „Vater" zu nennen pflegte, hatte er die schwache Seite der Feinde der Reformation und die Waffen, welche zum Siege führen, kennen gelernt. Mit frischem Muthe kehrte der junge Streiter Christi über die hohen Schneeberge in's Engadin zurück.

Die Herolde des Evangeliums erhoben überall immer kühner ihre Stimme und der Abfall von Rom wurde von Tag zu Tag größer. Mit Herzeleid sah Paul Ziegler, der auf dem Bischofsstuhle zu Chur saß, die Fortschritte der neuen Lehre. Um das Papstthum in den rhätischen Alpen zu retten, suchte er fremde Hulfe. Er fand sie bei den katholischen Eidgenossen.

Die Bündner waren nämlich damals mit einem gefährlichen Feinde in einen Krieg verwickelt. Jacob von Medicis — gewöhnlich Medigin genannt — Kastellan des Schlosses Musso am Comersee, hatte im Jahr vorher einen Einfall in die bündnerischen Unterthanenlande gemacht und durch einen kühnen Handstreich sich der Stadt Cläven und des festen Schlosses daselbst bemächtigt. Die Gesandten, welche mit ihm unterhandeln sollten, ließ er treulos in Ketten legen und in finstere Kerker werfen. Die Bündner klagten ihre Noth den Eidgenossen, mit denen sie sich im Schwabenkrieg auf's innigste verbrüdert hatten. Diese schickten Gesandte, welche den Frieden mit Medigin und die Befreiung der Bündner Gesandten auswirken sollten. Die Freude über deren Ankunft in Chur war von kurzer Dauer. Sie knüpften nämlich ihre Hülfe an die Bedingung, daß Comander verbannt und in allen drei Bünden die Reformation mit Gewalt unterdrückt werde. Das war von den katholischen Gesandten der Eidgenossen, an deren Spitze Aegidius Tschudi von Glarus stand, auf dem bischöflichen Hofe ausgebrütet worden. Die Bundeshäupter versprachen, die Gemeinden darüber anzufragen und baten die Eidgenossen, ihre Reise an den Comersee fortzusetzen. Der ränkevolle Abt Theodor, dem das Papstthum näher am Herzen lag, als das Vaterland, schloß sich der Gesandtschaft an und schrieb dann von Cläven,

es sei weder an Frieden mit dem Kastellan von Musso, noch an Befreiung der Gefangenen zu denken, wenn die Gemeinden nicht feierlich versprechen, die lutherische und zwinglische Ketzerei gänzlich auszurotten. Im sogleich versammelten Bundestage wird nun ein heißer Kampf gekämpft. Die Churer, Domleschger, Rheinwalder, Prättigäuer, Davoser und andere wollen das heilige Banner der Gewissensfreiheit nicht im Stiche lassen. Vielen liegen aber die einträglichen Aemter in den Unterthanenlanden mehr am Herzen, als die evangelische Lehre. Andere sind für das Schicksal der im Kerker von Musso schmachtenden Gesandten besorgt. Die Mehrheit beschließt daher: „In allen Kirchen des Landes sollen die Mutter Gottes und die Heiligen verehrt, die Messe gefeiert, die Ohrenbeichte und die übrigen christlichen Gebräuche beobachtet werden. Zugleich sollen aber die Geistlichen das Evangelium und das Wort Gottes predigen.“ Die Landesväter hinkten auf beiden Seiten und wollten zwei Herren dienen. Sie befahlen Dinge, die sich gegenseitig ausschließen. Es versteht sich von selbst, daß auf dem bischöflichen Hofe großer Jubel herrschte über diesen schmachvollen Beschluß, dem die Stadt Chur das Siegel des Gotteshausbundes nicht anhängen wollte.

Viertes Kapitel.

Gallicius wird aus dem Engadin verwiesen. 1526.

Die katholische Partei segelte nun mit günstigem Winde vorwärts. Gegen den verhaßten Comander wagte sie nichts vorzunehmen, weil die Churer bereit standen, ihn mit blanken Waffen zu schirmen. Ihre Wuth richtete sich daher vor allen Dingen gegen unsern jungen Philipp in Camogask, welcher im Engadin keinen Schutz hoffen durfte. Wir ersehen daraus, daß Gallicius schon damals nächst Comander als die Hauptperson der evangelischen Partei galt. Es war an einem Märztage 1526, als der stattliche Flecken Zuz auf ungewöhnliche Weise belebt und aufgeregt war. Von allen Seiten strömten Volksschaaren herbei und drängten sich in das alterthümliche Rathhaus hinein. In der Gerichtsstube sitzt zu oberst an einem langen Tische der Landammann P. v. Planta, ein Abkömmling der alten Ursini von Rom. Zur Rechten und zur Linken haben zwölf Richter Platz genommen. Neben ihnen befinden sich der stolze Decan Bursella, der vornehme Pfarrer v. Salis von Zuz und der Pfarrer v. Rascher von Scanfs, ein schöner stattlicher Mann, dem die wissenschaftlichen Studien die Wangen nicht gebleicht hatten. Vor den Schranken des Tribunals steht demüthig, jedoch unverzagt, der junge

Kaplan von Camogask mit der Bibel in der Hand. Der Saal ist gedrängt voll. Manches kühne Augenpaar blitzt aus der Menge hervor. Mehrere hundert Personen, die zu spät gekommen, horchen in der Vorhalle und auf dem Platze auf den Ausgang der Sache. Gallicius wird als ein „gottloser Ketzer" angeklagt. Er sagt jedoch mit lauter Stimme: „Ich bin bereit, von meiner Lehre Rechenschaft abzulegen und zu zeigen, daß ich nichts dem Worte Gottes zuwider gepredigt habe. Meine Ankläger sollen mich des Irrthums überweisen; dann werde ich davon abstehen und ihnen dafür dankbar sein." Es folgt ein tiefes Stillschweigen. Aller Augen richten sich auf die Meßpriester hin und erwarten den Beginn eines Religionsgespräches. Allein Niemand hat den Muth, den vom jungen Helden hingeworfenen Handschuh aufzuheben. Die Obrigkeit fällt dennoch folgendes Urtheil: „Philipp Gallicius soll aus dem ganzen Engadin verbannt werden; wer ihm nur einen Heller schenkt oder Obdach gewährt, soll ohne Gnade um hundert Gulden gestraft werden." Auf jedem ehrlichen Gesichte spiegelt sich tiefe Entrüstung über diese ungerechte Sentenz. Martin Adam von Camogask, Philipps Verwandter, ein Enkel jenes Helden, der das Thal von dem Tyrannen auf Guardaval befreit hat, tritt vor die Richter hin und ruft mit zorniger Stimme: „Ich habe sechs Kreuzer in der Tasche, die will ich dem Küster geben, damit

er für die arme Seele der Gerechtigkeit, welche gestorben ist, läute."

An einem der folgenden Tage stand der Verbannte auf einem 7000 Fuß hohen Bergjoche, das mit tiefem Schnee bedeckt war. Gott war sein einziger Begleiter, die Bibel sein einziger Schatz. Nach Norden hinunter steigend, ging er neuen Gefahren entgegen. Denn überall wurden die Prediger des Evangeliums heftig verfolgt. Sein Landsmann Blasius in Malans wurde um diese Zeit auch aus dem Lande verwiesen, weil er Gott mehr gehorchte als den Menschen und die Messe, die in seinen vom heiligen Geist erleuchteten Augen ein Greuel war, nicht wieder einführen wollte. Es ist nicht bekannt, wo Gallicius eine Freistätte fand. — Er mußte jedoch nicht lange das bittere Brod des Exil's essen. Das rhätische Volk, welches angefangen hatte, die köstliche Freiheit der Kinder Gottes zu schmecken, verabscheute das römische Joch, welches der Bundestag ihm wieder auflegen wollte. Es entstand in mehrern Thälern eine gewaltige Gährung. Die Vorsteher, welche zur Unterdrückung der Gewissensfreiheit mitgewirkt hatten, schwebten an vielen Orten in großer Gefahr. Die Bauern standen im Begriffe die Fahnen zu lupfen. Da rief die Engadiner Obrigkeit den Gallicius aus der Verbannung zurück. Der Bundestag versammelte sich und verewigte sich durch die denkwürdigen Ilanzer-Artikel, welche nicht nur die

frühere Verordnung unbedingter Glaubensfreiheit erneuerten, sondern zugleich auch die weltliche Macht des Bischofes einschränkten, die Rechte des Volkes erweiterten, den Gemeinden die Wahl der Pfarrer und die Festsetzung ihrer Pfrundgehalte anheimstellten, den Klöstern die Aufnahme neuer Mitglieder untersagten und einen Theil ihrer reichen Einkünfte wohlthätigen Zwecken widmeten. Auch die katholischen Boten stimmten, mit Ausnahme desjenigen von Disentis, zu diesen Artikeln, um den Frieden und die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Das war ein harter Schlag für die Anhänger des Papstthums. Nun war der Reformation Thür und Thor geöffnet. Voll Unwillen begab sich der Bischof Paul in's Tyrol und starb in der freiwilligen Verbannung.

Gallicius konnte nun wieder ungehindert seinen lieben Engadinern das lautere Evangelium predigen. Seine reformatorische Wirksamkeit beschränkte sich wahrscheinlich von nun an nicht mehr auf die kleine Gemeinde Camogask. Dem Drange seines Herzens folgend, ließ er ohne Zweifel sein Licht auch in den umliegenden Ortschaften leuchten. Auch im Münsterthal, wo seine Jugendfreunde lebten, scheint er am Sturze des Papstthums gearbeitet zu haben. Die Leute von Puntwyla, das nun am linken Ufer des Rhams liegt, erzählen noch jetzt, der Sohn des Schmieds habe in St. Maria und in andern Dörfern des Thales eine „neue Lehre" gepredigt.

Fünftes Kapitel.

Gallicius führt in Lavin und Guarda die Reformation ein und verheirathet sich 1529.

Im Jahre 1529 wurde Gallicius nach Lavin im Unterengadin berufen. Die Freunde des Evangeliums im unteren Innthale wünschten, daß der energische Mann bei ihnen der Reformation die Bahn breche. Seinen gewaltigen Predigten gelang es in kurzer Zeit, den Meßaltar aus der Kirche von Lavin zu entfernen. Mit der Messe, welche den göttlichen Heiland erniedrigt und den Priester erhöht, indem sie ihm die unerhörte Macht ertheilt, nach Belieben den Schöpfer, den ewigen Gott, in ein Stücklein Brod hinein zu bannen, müssen zugleich die übrigen Irrthümer und Mißbräuche fallen, die sich mit ihr in die christliche Kirche eingeschlichen hatten. Wo die Messe abgeschafft ist, da ist das Papstthum gestürzt und die Reformation eingeführt. — Im gleichen Jahre führte Gallicius auch in der benachbarten Gemeinde Guarda den evangelischen Gottesdienst ein. Von ihm wurden sonder Zweifel auch die beiden Priester Dietegen a Porta in Schuls und Wolf a Porta in Remüs belehrt und angespornt, welche bald nachher mit ihren Gemeinden sich von Rom lossagten.

Diese Siege des Evangeliums im Engadin gingen nicht ohne heftige Kämpfe vor sich. Viele Vorsteher

des Volkes waren abgesagte Feinde der Reformation. „Die Engadiner Magnaten," schrieb Comander 1529 dem St. Galler Reformator Vadian, „wollen das Licht des Evangeliums nicht einmal durch eine kleine Spalte hereinlassen." Sie wußten wohl, daß die Freiheit des Geistes vom Joche des Papstthums auch andere Freiheiten mit sich bringe, die der Willkür Schranken setzen. Ein aufgeklärtes, seiner Rechte sich bewußtes Volk läßt sich nicht so leicht am Gengelband führen, wie ein unwissender Pöbel. Wer behauptet, die Einführung der Reformation in Graubünden sei nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen, kennt die Geschichte sehr schlecht. Die Männer Gottes, denen wir die Wiedergeburt der rhätischen Kirche verdanken, mußten auf einem dornenvollen Pfade wandeln, und gleichsam mit „offenen Augen" schlafen, damit die dem Herrn gewonnenen Seelen nicht wieder abwendig gemacht würden. „Wir sind von Löwen, Pardern, Tigern, Bären, Basilisken und Schlangen umgeben, die uns überall nachstellen," klagte 1527 Comander seinem Freunde Vadian.

Gallicius ließ sich durch keine Gefahr abschrecken. Während er in Lavin wirkte, wagte er es sogar, öffentlich in den Ehestand zu treten. Seine Gattin Ursula Campell stammte aus einem altadeligen Geschlechte, war aber arm an zeitlichen Glücksgütern. Obschon die Ehe der Geistlichen im göttlichen Sitten=

gesetze gegründet ist und das Eheverbot in der heil. Schrift eine Teufelslehre genannt wird; obschon der sogenannte Apostelfürst Petrus, auf dem die päpstliche Kirche sich stützt, verheirathet war; obschon den Geistlichen der ersten christlichen Jahrhunderte die Ehe erlaubt war und u. a. der Bischof Paschalis in Chur eine Gatin hatte, welche das Kloster Katzis stiftete: so brach dennoch gegen den armen Gallicius seiner Verehelichung wegen ein gewaltiger Sturm los. Er war seines Lebens nicht mehr sicher. Mit der jungen Gattin am Arm und der Bibel in der Tasche stieg der schwergeprüfte Mann zum zweiten Male zu den hohen Schneebergen empor, um jenseits derselben ein sicheres Asyl zu suchen. Die jungen verfolgten Eheleute verzagten nicht auf ihrer Wanderung. Der Herr der Heerschaaren war ihr Stecken und Stab. Gallicius suchte nicht nur eine Zufluchtsstätte, sondern ein neues Arbeitsfeld.

Sechstes Kapitel.

Gallicius in Langwies.

Kaum dem Tode entronnen, pflanzte er alsobald das Panier der Reformation in Langwies, zu hinterst im schluchtenreichen Schanfigg-Thal an den Quellen der wilden Plessur wieder auf. Allein auch hier war er seines Lebens nicht sicher. War unser Philipp etwa ein heftiger, tollkühner Mann, daß er sich überall

Verfolgungen zuzog? Keineswegs. Es wird ihm vielmehr nachgerühmt, daß er mit seltener Vorsicht und gewinnender Milde zu Werke ging. Jesus Christus ist auch verfolgt worden, obschon er sanftmüthig und von Herzen demüthig war. Die Anhänger des Papstthums ruhten nimmer, obschon der Abt Theodor Schlegel, der Urheber aller listigen Anschläge zur Ausrottung des Protestantismus in den III Bünden, 1529 ein tragisches Ende genommen hatte. Er wurde zu Chur öffentlich enthauptet.

Den Grund zu seiner Verurtheilung gab ein geheimer Briefwechsel, den er mit dem Kastellan von Musso, dem Erzfeinde des Vaterlandes, gepflogen. Es wurde ihm der Plan zur Last gelegt, den Bruder Medigins, welcher später unter dem Namen Pius IV Papst wurde, auf den Bischofsstuhl von Chur zu befördern und mit Hülfe des Kastellans, Oestreichs und der katholischen Eidgenossen die Reformation in Bünden auszurotten.

Siebentes Kapitel.

Gallicius wird nach Scharans im Domleschg berufen. 1531.

Unter den hundert vielfach durcheinander verschlungenen Thälern Hohenrhätiens nimmt das Domleschg eine der ersten Stellen ein. Aus Obstbaumhainen ragen zahlreiche Kirchthürme hervor und von den

Höhen schauen viele malerische Burgruinen auf die Ebene herunter. Die alten Tuscier, welche 500 Jahre vor Christi Geburt unter Anführung des Rhätus hier eine neue Heimath gefunden, nannten die Gegend wegen ihres milden Klima's Vallis domestica, d. h. zahmes Thal, woraus der Name Domleschg entstanden ist. Da, wo die Albula ihre klaren Fluthen mit dem trüben Wasser des Hinterrheins vermischt, liegt das Dorf Scharans. Im Jahre 1531 raffte die Pest den größern Theil der Einwohner hin. Der Würgengel drang auch in das stille Pfarrhaus. Der schongenannte Ulrich von Marmels, ein frommer und gelehrter Mann, Sprößling einer alt adeligen Familie, welcher das Vaterland manchen verdienstvollen Mann verdankt, hatte schon seit einigen Jahren seine Gemeinde im Stillen reformirt, und die Götzen, wenn auch noch nicht aus der Kirche, doch aus vielen Herzen verdrängt durch die Predigt der reinen Christuslehre. Auf seinem Sterbebette rieth er seinen Pfarrkindern, den Philipp Gallicius zu seinem Nachfolger zu wählen. Dieser folgte dem Rufe gerne, weil in Schanfigg sein Leben fortwährend in Gefahr schwebte. Der dornenvolle Weg, auf dem die Hand des Herrn ihn bisher geführt, verwandelte sich jedoch auch im schönen Domleschg nicht in einen Blumenpfad. Er mußte hier mitten in dem fruchtbaren, von den Segnungen Gottes triefenden Thale mit Weib und Kind

oft Hunger und Mangel leiden. Die meisten reformirten Gemeinden machten von dem Rechte, das Pfrundeinkommen nach Belieben festzusetzen, welches die Ilanzer-Artikel ihnen zugesprochen, keinen edlen Gebrauch. Sie gaben ihren Geistlichen, welche keine Beichtpfennige und Meßgelder und keine Tauf-Leichen- und Hochzeittaxen mehr bezogen, armselige Jahrgehalte von 60—100 Gulden. Da und dort setzten noch die sogenannten „Kronenfresser", welche zum Verderben des Vaterlandes von fremden Fürsten Geld empfingen, eine Verminderung der Pfrundgehalte durch, weil die evangelischen Prediger nach Zwingli's Beispiel gegen das Pensionenwesen eiferten. Bittere Noth war daher das Loos der meisten reformirten Pfarrer in Bünden. Um mit ihren Familien nicht zu verhungern, mußten sie das Feld bebauen, das Vieh füttern und mit Handthierungen sich befassen, welche dem Segen und der Würde ihres Amtes großen Abbruch thaten.

In einer elenden Hütte, in welcher Alles fehlte, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, mußten Gallicius, seine Gattin und zarten Kinder in Scharans ihren Hunger oft mit rohen Früchten stillen. Wochen lang sahen sie kein Stücklein Brod auf ihrem Tische und Fleisch nur zur größten Seltenheit. Ungeschmalzenes Kraut war fast ihre einzige Nahrung. Die Kleider, welche sie des Tages trugen, mußten ihnen des Nachts als Decken dienen. Sie hätten vor

Hunger und Mangel verkommen müssen, wenn nicht zwei vornehme Herren aus der Nachbarschaft, Travers und Jeklin, sie von Zeit zu Zeit mit Speise und Trank erquickt hätten. Da waren die Trostpsalmen nöthig und die Verheißungen des Evangeliums, um vom Pfluge nicht hinter sich zu schauen. Wer darf es dem armen Philipp verargen, daß er seinem Freunde Bullinger in Zürich klagte: „Ich werde es hier kaum länger aushalten können.“ Auch Comander und Joh. Blasius, der von Malans nach Chur berufen worden war, führen in ihren Briefen aus dieser Zeit schwere Klagen über die schmähliche Undankbarkeit und Verkehrtheit des Volkes, welches früher die Priester, die ihnen Fabeln erzählten, so reichlich besoldete, daß sie herrlich und in Freuden leben konnten, und nun die Prediger der seligmachenden Wahrheit fast verhungern ließ. „Wenn es so fortgeht,“ sagte eines Tages Comander, „so werden nach meinem Tode meine Gattin und Kinder den Bettelstab ergreifen müssen.“ Die Freunde der fremden Kriegsdienste und Pensionen und des daher rührenden liederlichen Lebens, hatten es nämlich durchgesetzt, daß ihm, der auch eine sittliche Wiedergeburt des Volks anstrebte, zwanzig Gulden von dem armseligen Jahrgehalte abgezogen wurden.

Bullinger mußte die beiden Pfarrer von Chur, die in schwachen Augenblicken von Niederlegung des Amtes redeten, ernstlich ermahnen, in der Treue zum

Herrn auszuharren bis an's Ende. Um die Verdienste unserer rhätischen Reformatoren gehörig würdigen zu können, dürfen wer die inneren Kämpfe, welche sie durchkämpfen mußten, nicht übersehen. Die von den Römischkatholischen ausgehenden Stürme waren der guten Sache eher nützlich als schädlich. Sie stärkten die Wurzeln des jungen Reformationsbaumes und entfalteten seine Zweige. Die Undankbarkeit der reformirten Gemeinden gegen ihre Seelsorger hingegen, und die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, die wieder in vielen Herzen sich einnistete, nachdem das Feuer der ersten Begeisterung erloschen war, und das Gold der fremden Fürsten, welches auch für viele Protestanten einen mächtigern Reiz hatte, als die unvergänglichen Schätze des Evangeliums, drohten der jungen reformirten Kirche in den III Bünden den Untergang. Es schützte sie jedoch eine höhere, allmächtige Hand, und ein unsichtbarer Hüter, der nicht schläft noch schlummert, behütete sie.

Achtes Kapitel.

Gallicius kehrt in's Engadin zurück, muß aber dasselbe bald wieder verlassen. 1535.

Im J. 1535 treffen wir Gallicius wieder an den Ufern des Inns, von wo der römische Fanatismus ihn schon zweimal vertrieben hatte. Hunger und

Mangel konnten ihn wohl von Scharans, aber nicht aus dem Dienste der evangelischen Kirche entfernen. Seine Gegenwart im Engadin war sehr nothwendig. Die beiden a Porta, denen sich Pfarrer Flura in Guarda und Pfarrer Sdratsch in Ardez angeschlossen hatten, waren durch Volkstumulte eingeschüchtert und beinahe zum Schweigen gebracht worden. Wir sind weit entfernt, sie deshalb anklagen und verurtheilen zu wollen. Es ist nicht Jedermanns Ding, von Anfang an in allen Sturmen unentwegt dazustehen. Auch Luther ist nicht in Einem Tage ein unerschütterlicher Felsenmann geworden. Es ist bekannt, daß er einmal versprach zu schweigen, d. h. den Kampf gegen den Irrthum aufzugeben, unter der Bedingung, daß seine Widersacher ihn in Ruhe lassen. Nur nach und nach erstarkt die Eiche in den Stürmen. Wo ist der Mensch, der auf seinem Lebenswege nur Siege errungen und keine Niederlagen erlitten hat?

Gallicius entfaltet abermals kühn das Banner der Gewissensfreiheit im Unterengadin. Muthig ergreift er das Ruder des sinkenden Schiffleins und steuert mit Kraft und Gewandtheit durch die schäumenden Wogen. Er zieht von Dorf zu Dorf und stärkt die wankenden Brüder. Wo die Kirche ihm nicht geöffnet wird, versammelt er die Einwohner in einem Privathause um sich und gewinnt dem Herrn viele Seelen durch seine überzeugende Beredtsamkeit und die

ihm eigene Milde, welche Steine erweichen konnte. Es bricht jedoch neuerdings eine heftige Verfolgung gegen ihn aus. Dorfkönige und Meßpriester schelten ihn einen „ketzerischen Unruhstifter“ und ruhen nicht, bis er wieder den Wanderstab ergreift. Zum zweiten Mal nimmt er mit thränenden Augen von seinem geliebten Lavin Abschied. Zum dritten Mal muß er das schöne Engadin meiden, wo er sich so selig fühlte, wenn er in andächtigen Versammlungen in seiner ladinischen Muttersprache die frohe Botschaft des Evangeliums verkündigen konnte.

Gott führte ihn (1537) nach Malans in der rebenbekränzten Herrschaft. Sein Landsmann und Geistesbruder Joh. Blasius hatte in dieser Gemeinde die Bollwerke des Papstthums bereits niedergerissen. Es galt nun, auf den Trümmern desselben das Reich Gottes aufzubauen. Darauf verstand sich Gallicius eben so gut, als auf's Umstürzen.

Das Jahr 1537 nimmt in der Entwicklungsgeschichte der evangelischen Geschichte Rhätiens eine wichtige Stelle ein. Comander, Gallicius, Blasius und die übrigen Vorkämpfer der evangelischen Lehre waren Ein Herz und Eine Seele. Auch die meisten Gemeinden, welche sich von Rom losgesagt hatten, waren durch die heiligen Bande des Glaubens und der Liebe fest mit einander verbunden. Deshalb dachte man in den ersten Jahren des schönen Aufschwunges

an keine äußere Kirchenverfassung. Um's Jahr 1537 hatten jedoch der kräftige Heinrich Spreiter, der fromme und gelehrte Ulrich von Marmels und andere treue Diener des Evangeliums bereits das Zeitliche gesegnet. Sie konnten nicht durch gleichgesinnte tüchtige Männer ersetzt werden. Im Hinblicke auf die bittere Noth, womit die reformirten Pfarrer zu kämpfen hatten, wollte sich nämlich fast Niemand dem geistlichen Stande widmen. Unter den Ausländern, zu denen man aus diesem Grunde die Zuflucht nehmen mußte, befanden sich nicht selten unwürdige Subjecte. Diese und jene selbstherrliche Gemeinde, in welcher die entscheidende Mehrheit mit dem päpstlichen Kleide nicht zugleich auch den alten Menschen ausgezogen hatte, wählte ohne Rücksicht auf Bildung und sittlichen Charakter denjenigen zu ihrem Geistlichen, welcher mit dem kleinsten Pfrundgehalt vorlieb nahm. Um diesen Uebelständen bestmöglichst abzuhelfen, verlangten und erhielten Comander, Gallicius und ihre Amtsbrüder, denen das Gedeihen der Reformation am Herzen lag, im Jenner 1537 vom rhätischen Bundestage die Befugniß, sich alljährlich als Synode zu versammeln, die Lehre und den Wandel jedes reformirten Pfarrers der Censur zu unterwerfen und die zur Aufnahme in den Kirchendienst sich Meldenden zu prüfen.

Nach diesem wichtigen Siege über die inneren Ge-

fahren konnten die Streiter Christi ihre Waffen nun wieder gegen die äußeren Feinde richten, welche sich im Engadin zu einem neuen Angriffe auf die evangelische Kirche rüsteten.

Neuntes Kapitel.

Disputation in Süs 1537.

Unter den vielen schmucken Dörfern des Innthals spielte Süs in der Reformationsgeschichte die wichtigste Rolle. Es liegt am Fuße des hohen Fluelapasses. Mehrere Burgruinen auf nahen Hügeln erinnern an die blutigen Kämpfe, welche das Volk in den schlimmen Tagen des Faustwesens mit grausamen Tyrannen zu bestehen hatte. Unter den Familien von Süs behaupteten die Campell, deren Stammburg im Domleschg von einer Anhöhe in die schäumende Albula hinunter schaut, den ersten Rang. Caspar Campell, ein geachteter Vorsteher der Gemeinde, hatte das Evangelium liebgewonnen, als Gallicius dasselbe im nahen Lavin mit hinreißender Beredtsamkeit verkündigte. Er besuchte nicht mehr die Messe. In seinem Hause bildete sich eine kleine Gemeinde, welcher er das Neue Testament vorlas und erklärte. Sein Sohn Huldrich hatte Theologie studirt, sich der evangelischen Partei angeschlossen und verheirathet. Da er jedoch gesehen, wie wichtig zur Bekämpfung der Irrthümer

der katholischen Kirche die Kenntniß der alten Sprachen sei, war er auf die Hochschule zurückgekehrt, um sich in denselben zu vervollkommnen. Während seiner Abwesenheit gebar seine Gattin ein schwaches Kindlein. Da der alte Campell dasselbe nicht von dem Meßpriester, der aus Haß ihm die Grüße nicht erwiederte, wollte taufen lassen, und die Hebammentaufe für schriftwidrig hielt, auch kein reformirter Geistlicher in der Nähe war, so vollzog er selbst die Taufe.

Deswegen entsteht ein furchtbarer Volkstumult. Dem Kinde, das bald nach der Taufe gestorben, wird ein Ruheplätzchen auf dem Gottesacker verweigert. Es ertönt die Sturmglocke. Alles strömt bewaffnet nach dem Rathhause. Auch Campell nimmt sein Schwert, das seit dem Schwabenkriege in der Scheide geruht, von der Wand und eilt dahin. Seine Feinde schreien: „Der Ketzer hat schon lange verdient, vom Erdboden vertilgt zu werden. Durch seine Schuld ist die arme Seele eines unschuldigen Kindleins verloren gegangen.“ Sie wollen mit ihren Mordwaffen auf ihn losstürzen. Da zückt auch er das Schwert, um sich durch den wüthenden Haufen eine Gasse zu machen. Nur mit großer Mühe können einige entschiedene Männer das Blutvergießen verhindern. Die Anhänger des Papstthums begaben sich hierauf zum Amtslandammann Conradin v. Planta in Zernez, der als

ein erklärter Feind der Reformation bekannt war, und verlangten von ihm, daß er zur Verfolgung Campells seinen weltlichen Arm leihe. Dieser verklagte alsobald den gefährlichen Ketzer in einer Versammlung der Abgeordneten des Gotteshausbundes. Die Landesväter zeigten jedoch wenig Lust, sich mit dem theologischen Streithandel zu befassen und übertrugen dem Decan Bursella in Camogask die Entscheidung desselben. Die Meßpriester und ihr Anhang fanden aber rathsamer, die Sache durch eine öffentliche Disputation zu entscheiden. Petronius Bardus, Pfarrer in Zuz, ein Meister in der spitzfindigen Disputirkunst mit Scheingründen und Trugschlüssen, versprach sich einen leichten und glänzenden Sieg über die reformirten Engadiner Prediger, unter welchen seit dem Wegzuge des gefürchteten Gallicius sich kein hervorragender Mann mehr befand. Der Landammann im Schlosse Wildenberg ordnete mit großer Bereitwilligkeit das Religionsgespräch an. Es wurde dazu absichtlich Süs gewählt, wo die Aufregung des Volkes sich noch nicht gelegt hatte, und der 27. December (1537), damit, theils wegen der Nähe des Weihnachtsfestes, theils wegen der Lawinengefahr auf den hohen Alpenpässen den Evangelischen von jenseits der Berge Niemand zu Hülfe kommen könne. An die Gemeinden des Ober- und Unterengadins erging die Einladung, Abgeordnete zur Disputation zu schicken. Am Vorabende der

zweiten Geisterschlacht im rhätischen Feldzuge gegen Rom langten die Meßpriester in der Wohnung des Ortspfarrers Schegg in Süs an, welcher sie mit folgenden Worten empfing: „Willkommen, liebe Amtsbrüder! Seid nur guten Muthes. So lange ihr mit der Schrift zu fechten habt, will ich Euch machen lassen; wenn es aber zum Handgemenge kommt, so lasset nur mich machen; ich habe meines tapfern Bruders Degen, der auf beiden Seiten schneidet wie ein Scheermesser." Das Schwert, welches auf der Malserhaide im Kampfe für die Freiheit die Bluttaufe erhalten hatte, sollte also in Süs die römische Tyrannei vertheidigen! Am gleichen Abend trafen auch die wenigen evangelischen Prediger des Unterengadins ein. Diese blickten ängstlich zu den Höhen des Fluela empor, als wenn sie von dort Hülfe erwarteten. Die Hülfe kam. Durch den tiefen Schnee schritten muthig vier schwarzgekleidete Männer herunter. Es war unser Philipp und die Pfarrer der drei Hauptorte Bündens, Blasius von Chur, Brun von Ilanz und Fabricius von Davos. Ein Eilbote hatte die Kunde von der bevorstehenden Disputation zu Gallicius nach Malans gebracht. Die kühnen Streiter Christi ließen sich durch die Lawinengefahr und die Schneestürme nicht abschrecken. In Campells gastlichem Hause konnten sie von den Strapatzen der gefahrvollen Bergreise ausruhen.

Wir versetzen uns nun im Geiste auf den Platz vor der Kirche. Da sind mehrere Hundert Ober- und Unterengadiner versammelt, silberlockige Greise, blühende Jünglinge und kräftige Männer. Auch ehrwürdige Matronen, Frauen und Mädchen mit braunen Gesichtern stehen in der bunten Volksmenge. Manche Süser hatten nach dem Beispiele ihres Seelenhirten Mordwaffen gerüstet. Die Obrigkeit verordnete jedoch, es dürfe Niemand mit einem Degen oder Dolche oder andern eisernen Waffen die Kirche betreten. Die harrende Menge macht nun Platz. Die Abgeordneten der Gemeinden langen an. Ein langer, imponirender Zug. Es befinden sich darunter Helden, die im Schwabenkriege, in den italienischen Feldzügen und in den beiden Müsserkriegen gekämpft hatten. Voran schreitet würdevoll Johannes Planta von Wildenberg, Bruder des Amtslandammann's Conradin, welcher wegen Krankheit zu Hause bleiben mußte. Auf ihn folgt Johannes Travers von Zuz, der weiseste Staatsmann der drei Bünde, der in den Kriegen gegen Medigin die siegreichen rhätischen Truppen angeführt hatte. Auch unter den übrigen Vorstehern des Volks erblikken wir noch manchen Mann von hohem Range. Nun erscheint in stolzer Haltung der Pfarrer von Zuz, Bardus Petronius, die Hoffnung der Altgläubigen, der an diesem Tage die Bischofsmütze zu verdienen hofft. Er ist vom Pfarrer Rascher in Scanf's und

vielen andern Meßpriestern umgeben. Ihnen folgt der bescheidene, aber zugleich festauftretende Gallicius mit seinen Collegen. In der vollgedrängten Kirche sollen nun für das Engadin die wichtigen Fragen, welche einen großen Theil Europas bewegten und aufregten, mit geistigen Waffen entschieden werden. Auf der einen Seite standen die Vertheidiger der alten ausgearteten Kirche des Mittelalters, auf der andern Seite die Männer, welche die apostolische Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herstellen wollten. Einer großen entscheidenden Hauptschlacht pflegen Vorgefechte voran zu gehen. Das war auch in Süs der Fall.

Zwei ganze Tage stritt man über die Zahl und Reihenfolge der Lehrsätze, über die disputirt werden sollte, so wie über Zulassung der Beweise. Die Evangelischen wollten nur Beweise aus der heil. Schrift gelten lassen, die Katholischen dagegen verlangten, daß auch Belege aus der mündlichen Ueberlieferung zugelassen würden. Gallicius und seine Amtsbrüder wollten zuerst über die christliche Kirche und andere Hauptunterscheidungslehren sprechen. Petronius bestand aber hartnäckig darauf, daß vor allen Dingen über die Hebammentaufe disputirt werde. Er wußte wohl, daß das Volk, welches Kinder, die ohne Taufe sterben, für verloren hielt, seine Gründe für die Hebammentaufe mit lautem Beifalle unterstützen werde. Als die

Evangelischen nicht einwilligten, stand er zornig auf und drohte wegzugehen. Seine Kampflust war durch die unerwartete Erscheinung des Malanser Prädikanten bedeutend gedämpft worden. Er suchte einen passenden Vorwand, nicht in's Feuer zu gehen. Die reformirten Pfarrer wollten jedoch nicht unverrichteter Dinge über die Berge zurückkehren. Sie stellten die Entscheidung den politischen Abgeordneten anheim, obschon sie wußten, daß die Mehrzahl derselben der Reformation abhold war. So groß war ihr Vertrauen auf die gute Sache, welche sie vertheidigen wollten. Offenbar unter dem Einflusse des trefflichen Travers, der vielleicht schon damals mit Bullinger in Briefwechsel stand, obschon er noch die Messe besuchte, wurde dann von diesen festgesetzt, es solle zuerst über den Artikel von der christlichen Kirche und dann über die Hebammentaufe und zwar ausschließlich mit Zeugnissen der heiligen Schrift disputirt werden.

Am dritten Tage beginnt nun der Hauptkampf, der eine ganze Woche mit Hartnäckigkeit fortgesetzt wird. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend puffen die Geister auf einander, damit die Wahrheit an den Tag käme. Man gönnt sich kaum Zeit zum Essen. Die zahlreichen Zuhörer sind unermüdlich wie die Redner. Petronius sucht mit langen, schwülstigen Reden die Richter und das Volk zu ermüden. So oft die Reihe an ihn kommt, spricht er fast zwei Stun=

den lang, nie weniger als eine Stunde. Wenn ihm keine Vernunftgründe und Bibelstellen zu Gebote stehen, nimmt er zu rohen Beschimpfungen seine Zuflucht, nennt seine Gegner armselige Pfäfflein, elende Gaukler, Betrüger und Verführer, vor denen selbst die neugebornen Kindlein nicht mehr sicher wären. Von der heil. Schrift, in welcher er sehr schlecht bewandert ist, schweift er oft in das Gebiet der Legenden und Fabeln hinüber, und fordert blinden Gehorsam gegen die Kirche, ohne sich um das Wort Gottes zu bekümmern. Wenn Jemand ihn ermahnt, in den vorgeschriebenen Schranken zu bleiben, droht er wegzugehen. Findet ein Evangelischer nothwendig, eine Bibelstelle im griechischen oder hebräischen Grundtexte anzuführen, so erhebt er ein schallendes Hohngelächter und sagt: „Die armseligen Pfäfflein haben irgendwo zwei oder drei griechische und hebräische Buchstaben von der Wand geleckt und machen sich nun damit groß.“ Sein hochfahrendes rohes und leidenschaftliches Auftreten macht nicht nur auf die Evangelischen, sondern auch auf viele Katholiken einen höchst ungünstigen Eindruck. Das würdige taktvolle Benehmen des Gallicius wird dagegen allgemein bewundert und gelobt. Er spricht bald mit hohem Aufschwunge wie Luther, bald mit ruhiger Klarheit, wie Zwingli, jetzt mit der Kraft des Apostel Paulus, dann mit der Milde des Lieblingsjüngers Jesu. Jeder empfängliche Zuhörer wird er-

leuchtet, überzeugt, hingerissen und für die Wahrheit begeistert. Die Lehre von der christlichen Kirche stellt der Mann Gottes, wie Comander eilf Jahre früher in Ilanz, so meisterhaft dar, daß die Gegner nichts dagegen einzuwenden wissen. Am längsten dauerte der Streit über die durch Hebammen vorzunehmende Nothtaufe. Da hatten die katholischen Redner die Frauen auf ihrer Seite. Es schmeichelte den letztern, als bemerkt wurde, die Weiber seien in den Augen Gottes nicht geringer als die Männer, sie können die Taufe so gut verrichten wie die Männer. Zu den Frauen gewendet, rief Petronius mit ungeheurem Pathos: „Kommet allezeit den sterbenden Kindlein mit der Taufe zu Hülfe, um sie dadurch dem Rachen des dreiköpfigen Höllenhundes zu entreißen. Diejenigen, welche dieß nicht thun, sind grausamer, als die Juden und Türken. Taufet also, ihr Frauen! taufet! taufet! und lasset euch nicht irre machen.“ Bei diesen Worten machten viele Weiber ein so tiefes beifallbezeugendes Kompliment, daß ihr Kinn die Brust berührte. Gallicius und seine Collegen erklärten, daß die Taufe durch Niemand anders als durch die ordinirten Geistlichen verrichtet werden dürfe; daß nicht der Mangel, sondern die Verachtung der Taufe verdammlich sei und daß die Seligkeit des Menschen nicht von der äußeren Wassertaufe abhänge. Es gelang ihnen jedoch nicht, die horchende Versammlung davon zu überzeugen. Die

Meinung, daß ein ungetauftes Kind nicht selig werden könne, spukt noch in unseren Tagen auch in manchem protestantischen Kopfe, obschon sie mit einer richtigen Vorstellung von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes unvereinbar ist. Die siebentägige Disputation war größtentheils nur ein Zweikampf zwischen Gallicius und Petronius. Rascher ereiferte sich nicht; er war ein sanfter Mann, welcher nichts anderes wünschte, als seine fette Pfründe im Frieden verzehren zu können. Von Schegg wissen wir bereits, daß er nicht ein „Ritter des Geistes" war. Auch die übrigen Meßpriester fanden es nicht rathsam, gegen den „diamantenen" Ritter Philipp Lanzen zu brechen. Dagegen mischten sich einige Gemeindevorsteher öfters in den Kampf, indem sie allerlei spitzfindige Fragen an die Evangelischen richteten. Blasius, Brun, Fabricius und die reformirten Prediger des Unterengadin's ergriffen nur dann und wann das Wort, um das von Gallicius Vorgebrachte zu bestätigen. Sie zeichneten sich alle durch edle Mäßigung aus. Nur Pfarrer Dietegen a Porta von Schuls ließ sich einmal vom Zorne hinreißen. „Schweige Petronius," rief er mit Heftigkeit, „höre einmal auf, redliche Männer zu beschimpfen. Wir sind allerdings arm, dürftig und mager, ihr dagegen seid wohlgenährt, fett und mehr als billig dick, wie Alle sehen können. Aber wir beklagen unser Loos keineswegs, denn wir achten die

Schmach Christi für größeren Reichthum als die Schätze Aegyptens. Wenn du nicht aufhörst, zu schmähen, wirst du für deine Lästerzunge bald deinen Lohn bekommen." Diese letzten Worte hielten Manche für eine Weissagung, weil Petronius später in Feldkirch, wohin er von Zuz gezogen war, in einem von den Mönchen erregten Tumulte erschlagen wurde.

Gallicius, der sich auf dem Berge eine starke Erkältung zugezogen, hatte ein schweres Stück Arbeit, eine ganze Woche in der kalten Kirche mit Petronius zu disputiren, der ein wahrer Docktor Eck im Kleinen war. „In meinem ganzen Leben," sagte er später zu seinen Freunden, „ist mir nichts so sauer geworden, als mit diesem spitzfindigen Zungendrescher zu streiten. Er war ein wahrer Sammelplatz aller römischkatholischen Irrthümer." Am Schlusse der Disputation, die sich noch über andere Glaubensartikel erstreckte, richtete Gallicius im Namen der Evangelischen an die Abgeordneten der Gemeinden, von denen sich nur wenige unparteiisch zeigten, noch folgende ernste Worte: „Unsertwegen, ihr Herren, könnt ihr nun beschließen, was ihr wollet. Bedenket jedoch die Rechenschaft, die ihr einst vor Gott ablegen müsset. Wir werden vom Worte Gottes keinen Finger breit abweichen."

Es wäre leichter gewesen, einen Berg zu versetzen, als unsern Philipp von der Bahn der Reformation abzubringen.

Der Richterspruch, den wir füglich dem Einflusse des Joh. Travers zuschreiben dürfen, lautete also: „Jedermann kann frei und ungehindert dasjenige glauben, was nach seiner Meinung göttlichen Ursprunges ist und was er vor Gott zu verantworten sich getraut. Neugeborne Kinder, die dem Tode nahe zu sein scheinen, sollen von ordinirten Geistlichen, wenn keine solche vorhanden sind, von betagten, würdigen Männern, und nur, wenn auch keine solche sich in der Nähe befinden, von Frauen getauft werden, damit sie nicht ungetauft abscheiden." Durch diesen denkwürdigen Spruch war auch im Innthale der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit gebahnt. Die Ketten des Papstthums waren gesprengt, die Geisterfreiheit war errungen, die Gewissen wurden frei. Nachdenkend kehrten die Volksschaaren in ihre Dörfer zurück. Das von Gallicius verkündigte Wort Gottes hatte viele Herzen entzündet, welche zu Hause wieder andere Seelen in Brand setzten. Die evangelischen Prediger konnten nun auf der Höhe des Fluela einen Dank- und Siegespsalm anstimmen und ihren Glaubensgenossen in den deutschen Landen eine frohe Botschaft aus dem Engadin bringen. Noch im gleichen Jahre gelang es dem Pfarrer Sdratsch in Ardez, den Meßaltar aus der Kirche zu entfernen.

Zehntes Kapitel.

Gallicius wird Lehrer an der paritätischen Landes-Schule in Chur. 1539.

Für die treuen Streiter Christi war es jedoch noch lange nicht Zeit, die Hände in den Schooß zu legen und auf den Lorbeeren auszuruhen. Die fetten Meßpriester hatten das junge Volk ohne Pflege wie die Bäume im Walde wild aufwachsen lassen. Der Unwissenheit, dieser starken Bundesgenossin Roms, mußte man nun zu Leibe gehen durch Errichtung guter Schulen.

Wie Luther, Zwingli und ihre Mitarbeiter, so begriffen auch Comander, Gallicius und ihre Freunde, daß man, um der Reformation festen Halt zu geben, auf die Jugend wirken und die Schulen vervollkommnen müsse. Schon 1526 hatte der Bundestag zu Ilanz, wie oben erzählt wurde, den Klöstern, welche dergestalt ausgeartet waren, daß ein Schriftsteller dasjenige von Katzis eine „Synagoge des Satans" nannte, die Aufnahme neuer Mitglieder untersagt und einen Theil ihrer reichen Einkünfte wohlthätigen Zwekken gewidmet. Jeder der drei Bünde konnte nach Belieben über die auf seinem Gebiete liegenden Klostergüter verfügen. Gemeinnütziger als in den zwei andern Bünden, die solche Güter (wahrscheinlich jedoch auch zum Behufe milder Zwecke) auf die einzelnen

Gemeinden austheilten, ward im Jahre 1539 vom Gotteshausbund, mit Zustimmung der übrigen, aus den Einkünften zweier in Chur befindlichen Stiftungen (St. Luzi und St. Nicolai) für die Jugend beider Glaubensbekenntnisse aus allen Landestheilen eine gemeinsame höhere Lehranstalt ausgestattet, nachdem die wenigen noch lebenden Klosterbewohner durch gütlichen Austrag abgefunden waren. Die Reformation war allenthalben im engen Bunde mit der Wissenschaft in die Welt getreten und zeichnete sich durch Verbindung des Wissens mit der Frömmigkeit aus. Der gefeierte Prediger in Malans legte auf diese Schule einen so hohen Werth, daß er für einige Zeit die Kanzel mit einem Lehrstuhle in derselben vertauschte. Zum Rector der Anstalt wurde der gelehrte und fromme Johannes Pontisella aus dem Bergell erkoren. Sein Vater († 1529), Doktor beider Rechte, Held im Schwabenkriege, Domherr auf dem bischöflichen Hofe, hatte sich an der Ilanzer Disputation auf die Seite der Evangelischen gestellt. Als Lehrer in dieser öffentlichen Landesschule, die sich gleich Anfangs eines starken Besuches erfreute und etwa achtzig Jahre lang in Rhätien Licht verbreitete, wirkte ferner der schon erwähnte berühmte Philologe und gekrönte Dichter Simeon Lemnius aus dem Münsterthale, Verwandter des Gallicius. Er hat den Schwabenkrieg, in welchem sein Vater mitgekämpft, in la=

teinischen Versen beschrieben. In ihm war jedoch die Gelehrsamkeit nicht mit Frömmigkeit gepaart. „Schade, daß er ein besserer Dichter als Christ war" sagt Campell von ihm. Als Student von Wittemberg hatte er seine satyrische Feder auch gegen Luther, Melanchton und den Churfürsten gerichtet, weßwegen er von dort vertrieben wurde.

Zur Gründung der Schule in Chur hatte auch Bullinger in Zürich eifrig mitgewirkt. Für manche Leser wird es nicht überflüssig sein, daß wir hier einige Worte über den schon öfters erwähnten Bulinger einschalten.

Nach dem verhängnißvollen 31. October 1531, an dem Zwingli seine Ueberzeugung zu Cappel mit dem Tode besiegelte, wurde der Siegeslauf der Reformation in der östlichen Schweiz für immer unterbrochen. Ganze Gegenden wurden mit Gewalt wieder in den Schooß der päpstlichen Kirche zurückgeführt. Es handelte sich nicht mehr darum, neue Eroberungen zu machen, sondern nur noch, das Errungene nicht gänzlich zu verlieren. Heinrich Bullinger war hauptsächlich von der Vorsehung berufen, als Nachfolger Zwingli's diese schwierige Aufgabe durch seine Weisheit und seltene Charakterfestigkeit lösen zu helfen.

Seine Wirksamkeit beschränkte sich jedoch nicht auf Zürich. Da die Ungunst der Zeiten in seiner nächsten Umgebung keine neuen Siege über Rom gestattete, so

richtete er seine Blicke bald nach der französischen Schweiz, bald nach Hohenrhätien, überall die Vorkämpfer der Reformation mit Rath und That unterstützend und zu heiligem Eifer für die Sache des Herrn entflammend.

Bullinger, eine der herrlichsten Erscheinungen in der Schweizergeschichte, war die starke, sturmerprobte Wettertanne, unter deren immergrünem Dache auch Comander, Blasius, Gallicius und andere Männer Gottes in den drei Bünden in allen Kämpfen und Nöthen ihres bewegten Lebens Schutz und Schirm suchten und fanden. Um dem Mangel an tüchtigen evangelischen Predigern in Graubünden abzuhelfen, sorgte er dafür, daß talentvolle rhätische Knaben, unter denen sich auch der schon genannte Joh. Pontisella befand, in Zürich und Basel sich unentgeltlich auf das geistliche Amt vorbereiten konnten. Pflegeväter der paritätischen Landesschule in Chur waren Joh. Travers und Bürgermeister Lucius Heim von Chur. Den erstern haben wir bereits in Süs kennen gelernt. Der letztere war nach Bullinger's Zeugniß „das Muster eines republikanischen Standeshauptes, das in wenigen Städten der Eidgenossenschaft seines Gleichen fand."

Eilftes Kapitel.

Gallicius kehrt in's Engadin zurück, wo sich Irrlehrer eingeschlichen hatten. Zweite Disputation in Süs. 1544.

Unser Gallicius, der nur auf der Kanzel in seinem rechten Elemente war, wirkte nicht lange in der Schule von Chur. Seine Gegenwart war neuerdings im Engadin nothwendig, wo italienische Flüchtlinge den Samen des Unglaubens ausstreuten. Es wird oft behauptet, der Protestantismus mit seinem einfachen Cultus eigne sich nicht für die phantasiereichen Südländer. Diese Behauptung zeugt jedoch von großer Unkenntniß, sowohl der Natur des Protestantismus als der Geschichte der Reformation. Die Reformatoren verkündigten die von verkehrten Menschensatzungen gereinigte Christuslehre, und diese allein kann die Bedürfnisse des menschlichen Herzens unter jedem Himmelsstriche befriedigen. Wir finden daher im sechszehnten Jahrhundert in den reizenden Gefilden des Südens nicht weniger Anhänger der Reformation und Freunde des reinen Evangeliums als in den öden Steppen des Nordens. In Ländern, wo die „Citronen blühen" flüchteten sich Tausende und abermals Tausende aus den prachtvollen katholischen Kirchen, in denen alle Sinne Feste feierten, in die schmucklosen protestantischen Betsääle, wo die nach Gerechtigkeit

hungernden Seelen mit dem süßen Manna des unverfälschten Evangeliums gespeist wurden. In Italien hatte der Protestantismus schon so tiefe Wurzeln gefaßt, und so weit um sich gegriffen, daß die römische Kirche zu den Foltern, Scheiterhaufen, Beilen der Henker und andern höllischen Werkzeugen ihre Zuflucht nehmen mußte, um ihn auszurotten. Viele evangelischgesinnte Italiener retteten ihr Leben durch schleunige Flucht. Die meisten suchten in Graubünden ein sicheres Asyl, um von hier aus durch Briefe und Druckschriften einige Lichtstrahlen in die Finsterniß des Papstthums in ihrem schönen, aber unglücklichen Vaterlande zu senden. Es befanden sich unter ihnen berühmte Gelehrte, zugleich aber auch unruhige Geister, welche namentlich durch ihre Zweifelsucht nicht geringes Unheil stifteten. Ihr Sinn sträubte sich gegen die Geheimnisse des christlichen Glaubens, deren Tiefe er nicht begriff.

Nachdem sie das Joch des Papstthums abgeschüttelt hatten, wollten sie auch das sanfte Joch Christi nicht mehr tragen. Nicht das untrügliche Bibelwort, sondern die Eingebung ihres eigenen Geistes betrachteten sie als Richtschnur des Glaubens. Ohne festen Anker dem Zuge ihrer lebhaften Einbildungskraft sich dahingebend, verwarfen sie bald diese, bald jene Grundlehre des Christenthums, läugneten die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit u. s. w. —

Zwei von diesen italienischen Schwärmgeistern, Girolamo Milanese und Francesco Calabrese, wurden zu Lavin und Fettan im Unterengadin als Pfarrer angestellt. Die letztere Gemeide hatte sich 1542 der protestantischen Kirche angeschlossen. Sie lehrten unter Anderem, daß Gott der Urheber des Guten und Bösen sei und an Beidem gleiches Wohlgefallen finde, daß der Sünder einzig durch die Gnade Gottes, und nicht durch Christi Leiden und Sterben selig werde. Von der Kindertaufe sprachen sie in verächtlichen Ausdrücken.

Dem nach allen Seiten hin wachsamen Auge des Gallicius entgingen weder die äußern noch die innern Feinde der evangelischen Kirche. Er eilte von Chur ins Engadin und trat kühn vor den Riß. In Lavin, wo seine ehemaligen Pfarrkinder ihm noch treu ergeben waren, setzte er es unschwer durch, daß Girolamo weggeschickt wurde. Fettan dagegen nahm den Irrlehrer in Schutz. Da Francesco sich anheischig machte, seine Lehre öffentlich zu vertheidigen, so wurde 1544 ein Religionsgespräch veranstaltet. Süs war neuerdings der Kampfplatz. An der Spitze der Abgeordneten der reformirten und katholischen Gemeinden erschien auch dießmal Joh. Travers, welcher damals noch nicht öffentlich zur evangelischen Kirche übergetreten war. Und da es sich um die Vertheidigung von Lehrpunkten handelte, die beide Kirchen gemeinschaft-

lich bekennen, stellten sich auch Petronius Bardus und andere Meßpriester in die Reihen der Feinde des Francesco. Es wurde zwei Tage mit ihm disputirt. Er war solchen Gegnern nicht gewachsen. Der Staatsmann von Zug nahm thätigen Antheil am Gespräche. Durch Anführung mehrerer Bibelstellen suchte er den oberflächlichen Irrlehrer zum Bekenntniße zu zwingen, daß Jesus Christus wahrer Mensch und wahrer Gott sei. Auch Gallicius und Petronius trieben ihn stark in die Enge. Da Francesco nur in einigen Stücken nachgab, in andern Irrthümern sich dagegen hartnäckig zeigte, so wurde er als Wiedertäufer und Störer der öffentlichen und kirchlichen Ruhe aus Bünden verwiesen.

Gallicius diente nun wieder der Kirche zu Lavin, wo er große Mühe hatte, das Unkraut auszurotten, von dem lange nachher sich noch Spuren zeigten. Es blieb jedoch dem eifrigen Manne noch Zeit und Kraft übrig, auf dem Gebiete der römischen Kirche Eroberungen zu machen. Von Lavin bis an die Tyroler Grenzen schmachteten nur noch der stattliche Flecken Sins und das Bergdorf Schleins in den Ketten des Papstthums. In das letztere stieg unser Philipp im Jahr 1545 tapfer mit der Fahne der Freiheit hinauf. Er predigte zwei- oder dreimal so gewaltig, daß der Meßpriester entlassen und ein evangelischer Prediger berufen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Gallicius wird von der Synode nach Cläven geschickt, um in der evangelischen Kirche daselbst den Frieden zu stiften. 1549.

Vier Jahre später treffen wir Gallicius in Cläven. Nachdem der Bundestag 1544 auch den Unterthanen Religionsfreiheit gewährt hatte, blühten im Veltlin und in der Grafschaft Cläven mehrere evangelische Gemeinden auf. Die italienischen Flüchtlinge, welche denselben vorstanden, geriethen aber oft mit einander in Streit. Es klebte den meisten noch etwas vom Sauerteige des Papstthumes an. Jeder wollte über die Anderen herrschen und ihnen sein eigenes Glaubensbekenntniß als Richtschnur aufdringen.

In Cläven hatte sich schon vor 1544 eine kleine evangelische Gemeinde gebildet. Agostino Mainardo, ein ehemaliger Augustinermönch und Doctor der Theologie, war ihr Prediger und der treffliche Hercules v. Salis ihr Wohlthäter. Die Gemeinde nahm täglich zu. Mainardo war rechtgläubig, dabei aber ein feuriger leidenschaftlicher Italiener. —

Unter den Flüchtlingen welche sich der protestantischen Gemeinde in Cläven anschlossen, befand sich ein gelehrter, scharfsinniger Sicilianer, Namens Camillo. Er gehörte zu den früher geschilderten Männern, welche den eigenen menschlichen Geist über den Geist Gottes in der Bibel stellten und in Folge dessen in

mancherlei Irrthümer geriethen. Camillo betrachtete Taufe und Abendmahl nicht als Gnadenmittel, sondern nur als menschliche gottesdienstliche Gebräuche. Die Taufe vor den Jahren des Verstandes und ohne vorhergegangenen christlichen Unterricht nannte er eine abergläubische Ceremonie. Auch über andere Punkte des christlichen Glaubens waren seine Meinungen schriftwidrig. Er leugnete z. B. das stellvertretende versöhnende Leiden Christi. — Ansichten, die dem Hochmuthe des natürlichen Menschen, der sein eigener Heiland sein will, schmeicheln, finden nicht unschwer Beifall. Camillo fand zahlreiche Anhänger, als Mainardo anfing, seine Irrthümer von der Kanzel aus zu bekämpfen.

Mainardo verlangte von den Gemeindegliedern, daß sie ein von ihm aufgesetztes Bekenntniß, in welchem Camillo's Irrthümer aufgezählt und verdammt wurden, unterschrieben. Viele weigerten sich jedoch und die Spannung der Gemüther näherte sich mehr und mehr einem förmlichen Bruche. Es war hohe Zeit, daß sich die Synode in's Mittel legte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Frieden wieder herzustellen, wurde 1549 Gallicius mit Joh. Blasius, Andr. Fabricius und Conrad Jäklin, Pfarrer von Thusis, nach Cläven abgeordnet. Es war eine schwere Aufgabe den Sturm der aufgeregten Leidenschaften zu beschwö ren. Galleius ermahnte jeqoch die Streitenden mi

so unwiderstehlicher Milde und Kraft zur Eintracht, daß beide Parteien den von ihm aufgesetzten Vergleich über die streitigen Punkte der Lehre und Kirchenzucht annahmen. Es kommen darin folgende Sätze vor:

Die Kinder der Gläubigen sollen getauft werden.

Die ohne Taufe sterbenden Kinder sollen nicht für verdammt gehalten werden.

Die Taufe und das heil. Abendmahl werden mit Recht Sakramente genannt.

Die Sakramente sind Zeichen und Siegel der Gnade.

Die Heiligen im Himmel sind nicht unsere Fürbitter, sondern Jesus Christus.

Die Abgeordneten der Synode luden während ihres Aufenthaltes in Cläven auch die katholischen Geistlichen zu einer freundschaftlichen Unterredung ein. „Wir reden und hören gerne von solchen Dingen, welche unsern Herrn und Heiland Jesum Christum angehen, außer welchem kein Heil ist," sagten sie in ihrem Schreiben.

Die Meßpriester antworteten aber: „Da zwischen euch und uns eine große Kluft befestigt ist, so würde disputiren nichts anderes heißen, als in den Sand säen."

Camillo wurde später, weil er neuerdings den Frieden störte, aus der evangelischen Kirche Rhätiens ausgeschlossen.

Auch in Chur verursachte um diese Zeit ein italienischer Schwärmgeist, Namens Tiziano, Unruhen. Unabhängig von der Autorität der heil. Schrift, wollte er nur der vorgeblichen inneren Erleuchtung folgen. Er verwarf die Kindertaufe, hielt die Führung der obrigkeitlichen Aemter für unerlaubt, scheint auch an der Gottheit Christi gezweifelt zu haben u. s. w. Da dergleichen Ansichten nicht nur die kirchliche Ruhe, sondern auch die Sicherheit des Staates gefährden, so ließ der Stadtrath von Chur den gefährlichen Menschen verhaften, und schien geneigt, ihn zum Tode zu verurtheilen. Allein die evangelischen Geistlichen, besonders Gallicius, suchten dies, eben so sehr aus Gründen der Klugheit als der Humanität, zu verhindern. Die Hinrichtung des Irrlehrers würde nur seinen Anhang bestärkt und fanatisirt haben. Ein Widerruf von seiner Seite war weit nützlicher. Gallicius legte ihm daher den Entwurf eines solchen vor und mit Anwendung von Drohungen und unter dem Einflusse der Todesfurcht gelang es, ihn zur Unterzeichnung desselben zu bewegen. Tiziano wurde hierauf durch die Stadt mit Ruthen gestrichen und für immer aus dem Gebiete der drei Bünde verwiesen. Wir können natürlich dieses Verfahren des Stadtrathes nicht billigen und müssen auch in den Drohungen und der Vormalung eines grausamen Todes, wodurch Gallicius den Irrlehrer zum Widerrufe bestimmte, eine

Art von tadelnswerther geistiger Folter erblicken. Vergessen wir jedoch nicht, daß die Stäupung des Tiziano in Chur, die Ertränkung der Wiedertäufer in Zürich, die Hinrichtung Servet's in Genf und ähnliche Erscheinungen Ueberbleibsel des Papstthumes waren. Die Wurzeln des Papstthums, das sich seit Jahrhunderten in Blut gebadet, lagen zu tief, als daß sie in wenig Jahren ganz ausgerottet werden konnten. Die Reformatoren handelten im Geiste ihrer Zeit, wenn sie den Zerstörern des ihnen anvertrauten Weinbergs nicht nur mit dem Schwerte des Geistes kräftig und unerschütterlich entgegentraten, sondern zuweilen in diesem Kampfe auch dasjenige der obrigkeitlichen Gewalt zu Hülfe riefen. Der Irrthum, welcher sie dazu verleitete, ist als ein trauriges Erbe aus der römischen in die junge evangelische Kirche übergegangen.

Dreizehntes Kapitel.

Gallicius wird nach Chur an die St. Regulakirche berufen 1550.

Im Jahre 1550 wurde Bünden wieder von der Pest heimgesucht. Nur in Chur, das damals nicht mehr als 500 Häuser zählte, raffte die schreckliche Seuche etwa 1300 Personen dahin. Darunter befand sich auch der gute, alte Blasius, Comanders treuer College. Sein Tod wurde nicht nur in der Stadt,

sondern im ganzen reformirten Lande beweint. Er gehörte zu den Ersten, welche in Rhätien der Geistesfreiheit eine „Gasse" machten. Das Volk liebte und schätzte ihn und hörte seine erbaulichen Kanzelreden sehr gerne. Der treffliche Mann hat um Christi willen viel gelitten. Er wurde oft verfolgt, einmal aus dem Lande verwiesen und hatte nicht selten auch mit Mangel und Armuth zu kämpfen. Er blieb jedoch dem Herrn getreu bis in den Tod und verdient in unserem dankbaren Andenken fortzuleben. Antistes Bullinger in Zürich zeigte mit Betrübniß den Tod des Blasius auch Calvin in Genf an.

Der gleichen Pest erlag ferner Simeon Lemnius. Die lateinische Grabschrift, welche er auf dem Sterbebette sich selber dichtete, beweist, daß der gelehrte Professor der alten Sprachen das Evangelium, welches die Stolzen demüthig macht, nicht in sich aufgenommen hatte. Sie lautet auf deutsch also:

„Hier in der Gruft ausruh' ich, des Lied's gefeierter Sänger
Lemnius, ach der Pest fiel ich zum Opfer dahin.
Mein erhabener Geist, er wandelt im hohen Olymp nun.
Leicht indessen, umschließ', Erde, dies morsche Gebein.

Zum nicht geringen Schrecken der Churer wurde auch der alternde Comander von der Pest ergriffen. Er erholte sich zwar; allein die frühere Kraft erhielt er nicht wieder. Um so nothwendiger war es, ihm

einen tüchtigen Mann an die Seite zu stellen. Von Chur aus wurde nämlich damals das evangelische Kirchenwesen hauptsächlich geleitet. Die Hauptlast der Sorge für das Gedeihen desselben ruhte auf den Schultern der beiden Pfarrer der Hauptstadt. Einzig Gallicius war der Stelle in Chur gewachsen. Er zeichnete sich nämlich nicht nur durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und hinreißende Beredtsamkeit, sondern auch durch die Gewandtheit aus, womit er die schwierigsten Geschäfte ruhig überlegend zum erwünschten Ziele zu führen verstand. Comander war hocherfreut, als der Stadtrath Gallicius zum Nachfolger des Blasius wählte. Von dem lieben Philipp, der im kräftigen Mannesalter stand, durfte er erwarten, daß er mit seinen seltenen Geistesgaben ihm die Last erleichtern werde, unter welcher er schon oft beinahe erlegen war.

Gallicius betrachtete die auf ihn gefallene Wahl als einen Ruf von oben. Es that ihm sehr weh, Lavin zu verlassen, wo er wie ein Vater geliebt und verehrt wurde. In Chur konnte er aber für die Sache des Herrn mehr wirken, als in der kleinen Engadiner Gemeinde und zugleich auch für die Erziehung seiner Kinder besser sorgen. In Lavin hatten dieselben nicht einmal Gelegenheit, deutsch zu lernen. Gallicius hatte fünf Söhne, die nach seinem Wunsche Prediger werden sollten, um dem Mangel an Geistlichen ab-

zuhelfen, der namentlich in den romanischen Gemeinden immer noch groß war.

Der treffliche Mann hat nun bereits fünfundzwanzig Jahre mit unwandelbarer Treue und seltenem Eifer dem Vaterlande und der Kirche gedient. Was für einen Lohn hat er dafür geerntet? Verfolgung, Verbannung, Hunger und Mangel. Dennoch will er, daß seine geliebten Söhne seinem Beispiele folgen. Die Undankbarkeit des Volkes hat ihn nicht entmuthigt. Das ist wahre Seelengröße, wahrer Seelenadel! Gegen Ende des Jahres 1550 siedelte unser Philipp also mit seiner zahlreichen Familie in die Hauptstadt über, wo er im Februar 1551 seine Antrittspredigt hielt. Dießmal konnte er mit ganz andern Gefühlen von den Bergeshöhen auf das Unterengadin hinunter schauen. Er war nicht mehr ein verfolgter Flüchtling. Der größte Theil seines geliebten Heimaththales lag nicht mehr im Todesschatten des Papstthums. Es mußte dort zwar noch viel mit den Altgläubigen und mit Schwärmgeistern gekämpft werden. Allein der gelehrte, fromme und tapfere Ulrich Campell in Süs war diesem Kampfe gewachsen. Gallicius konnte daher dießmal getrost nach Norden hinunter steigen. Das Werk, welches er an den Ufern des Inns getrieben, war aus Gott; deßhalb ging es nicht unter.

An der Seite Comanders, dessen Lebensgeister die

Pest stark erschöpft hatte, fand Gallicius ein schweres und saures Stück Arbeit. Nach außen genoß zwar die evangelische Kirche seit einigen Jahren Ruhe. Iter, der 1541 nach Zieglers Tod den bischöflicher Stuhl bestiegen, war ein mäßiggesinnter, friedfertiger Mann. Er trieb die Duldsamkeit so weit, daß er in der reformirten Kirche von Chur bisweilen Kinder aus der Taufe hob. Der confessionelle Friede wurde auch durch die stark besuchte paritätische Landesschule immer mehr befestigt. Ueberdieß hatte der Bundestag die bischöfliche Gewalt neuerdings noch mehr eingeschränkt. Seit 1541 mußte jeder neugewählte Bischof schwören, „alle Landesgegenden ungehindert nach ihrer Religion und ihren Gesetzen leben zu lassen.“ Die Prediger in Chur mußten gleichwohl noch oft Klagepsalmen anstimmen. Nachdem die Stürme der Verfolgung von Seiten der Katholiken etwas nachgelassen hatten, erhoben immer mehr innere Feinde ihr Haupt und gefährdeten die zarte Pflanze der jungen Kirche. Manche Gemeinden mißbrauchten noch immer ihre Selbstherrlichkeit und stellten, unbekümmert um die Kirchenordnung von 1537, unwürdige Pfarrer an, welche von der Synode wegen ihrer Unwissenheit oder ihres unsittlichen Lebenswandels abgewiesen worden waren. Man sah an manchem Orte nur darauf, ob Einer eine geläufige Zunge habe und sich mit einem geringen Lohne begnüge. „Wahrhaftig,“ klagte

Gallicius seinem theuren Bullinger, „diese Allgewalt der Gemeinden taugt nichts. Unter dem Aushängeschild der Freiheit wird der Zügellosigkeit Thür' und Thor geöffnet." Bei dem fortwährenden Mangel an Predigern mußte, namentlich in den romanischen Gegenden, nicht selten Einer mehrere Kirchen versehen. Es fehlte an vielen Orten eine strenge Sittenaufsicht und eine gewissenhafte Seelsorge. Kein Wunder, daß die von den Reformatoren angestrebte Sittenreform nur sehr langsam von Statten ging. Ein oft unübersteigliches Hinderniß derselben war das heillose Unwesen der Pensionen und des Reislaufens, welches sich wie ein rother Faden durch die rhätische Geschichte jener Zeiten hindurch zieht. Wie oft ertönte die Kanzel von den Klagen der vaterländisch gesinnten Reformatoren! Sie predigten aber meistens tauben Ohren. Die Werber für fremde Kriegsdienste, und die vornehmen Pensionenjäger unter den eigenen Pfarrkindern schnitten ihnen nun grimmigere Gesichter, als früher die Papisten. Ganz besonders viel zu leiden und zu kämpfen hatten deßwegen Comander und Gallicius. In Chur leerten nämlich die fremden Gesandten ihre Geldsäcke. „An den Churer-Märkten," sagt Campell, strömten Alle herbei, die es auf fremde Jahrgelder und Pensionen abgesehen hatten. Sie glichen hungrigen Raubvögeln, die das Aas witterten." Ganz vergeblich arbeiteten indessen die evange-

lischen Geistlichen nicht. Die Sitten der Protestanten waren doch etwas besser, als die der Altgläubigen. „Zwar sind sie auch unmäßig im Essen und Trinken," bemerkt Gallicius in einem Briefe aus dieser Zeit, aber sie tanzen doch nicht und treiben manche andere Dinge nicht, welche jene sich erlauben." Die Synode, an deren Spitze die Pfarrer von Chur standen, hatte ferner mit den italienischen Flüchtlingen, von denen gar manche zu Zank und Streit geboren schienen, noch immer viel zu schaffen. Einige von ihnen haben wir bereits als Schwärmgeister kennen gelernt, welche mit der evangelischen Kirchenlehre in Widerstreit geriethen. Viele dieser Fremdlinge nahmen an der Kirchenverfassung Anstoß. Jede bestehende kirchliche Verordnung dünkte sie ein neues Joch, eine ungebührliche Fessel der evangelischen Freiheit, und jedes gottesdienstliche Element, das man aus der katholischen Kirche herübergenommen hatte, betrachteten sie als einen Sauerteig, der rein ausgefegt werden müsse. Sie konnten sich mit den neuen Verhältnissen, in denen gar Manches ihren Ueberzeugungen, Wünschen und Gewohnheiten entgegen war, nicht aussöhnen und waren immer unruhig. „Die ehrgeizigen Geister können nicht ruhen" (Ambitiosa ingenia quiescere non possunt), schrieb Gallicius 1552 seinem Bullinger, in dessen Schooß er so oft seinen Kummer ausschüttete.

Das Haupt der italienischen Flüchtlinge in Bünden war Peter Paul Vergerius.

Um die Leiden und Kämpfe unseres Philipp gehörig würdigen zu können, müssen wir diesen Italiener etwas näher kennen lernen. Vergerius, Sprößling einer vornehmen Familie von Capo d'Istria, hatte zuerst in Padua mit Auszeichnung die Rechtswissenschaft studirt und den Doctorgrad erworben und lebte dann einige Zeit in Venedig als Anwalt. Dann widmete er sich dem geistlichen Stande und zog nach Rom, wo damals talentvollen Männern sich glänzende Laufbahnen öffneten. Zwei Päpste, die seine Brauchbarkeit zu wichtigen Geschäften wahrgenommen, sandten ihn nach Deutschland, wo er der Reformation Einhalt thun sollte. Er wurde jedoch von der von Luther angefachten Flamme, die er löschen wollte, selber ergriffen. Nach Italien zurückgekehrt, wurde er auf den Bischofsstuhl seiner Vaterstadt erhoben. Daselbst suchte er im Stillen zu reformiren, gerieth aber bald in den Geruch der Ketzerei. Das that ihm leid. Er wünschte damals nur eine „stille Reform," keine förmliche Trennung von Rom. Das Evangelium hatte noch zu wenig in seinem Herzen gewirkt, um auf die Hoffnung einst Cardinal, oder gar Papst zu werden, Verzicht zu leisten. Um den Verdacht der Ketzerei von sich abzuwälzen, wollte er ein Werk gegen die „Abtrünnigen Deutschlands" schreiben.

Als er zu dem Ende Luthers und Melanchthons Schriften studirte, wurde er jedoch von der Macht der Wahrheit dergestalt ergriffen, daß er die Feder auf die Seite warf. Rom verlor den verdächtigen Mann nicht aus den Augen. Als er einige anstößige Bilder aus den Kirchen entfernte und das Volk allmählig von dem sinnlichen Ceremoniendienst zu einem vernünftigen Gottesdienst zu führen suchte, erschien plötzlich ein Inquisitor zu Capo d'Istria und fanatisirte den Pöbel solchermaßen gegen ihn, daß er sein Heil auf schneller Flucht suchen mußte. In „alt fry Rähtien" fand der Verfolgte eine Freistätte, wo er den evangelischen Glauben frei bekennen durfte. Alles strömte herbei, um den Mann zu sehen und zu hören, der mehrmals Gesandter des päpstlichen Hofes gewesen, den man in alle Geheimnisse der römischen Curie eingeweiht glaubte und der auch kein Bedenken trug, das, was er wußte, auszuplaudern.

Vergerius imponirte durch seine stattliche Figur, durch hinreißende Beredsamkeit und durch den hohen Rang, den er zuvor in der katholischen Kirche bekleidet hatte.

In Puschlav, wo Julius von Mailand ihm vorgearbeitet hatte, brachte er 1549 in kurzer Zeit die Gründung einer protestantischen Gemeinde zu Stande. In Pontresina im Oberengadin bewirkte er im gleichen Jahre durch ein paar Gastpredigten die Ent-

fernung der Bilder aus der Kirche und die Abschaffung der Messe. Im Bergell, wo er von 1550—1553 Pfarrer von Vicosoprano war, wurde in den meisten Kirchen durch ihn und seine Schüler und Begleiter das Alte schonungslos niedergerissen. Der unruhige Mann hatte keine bleibende Stätte. Er zog fortwährend umher und wollte überall Alles nach seinem Geschmacke umgestalten und reformiren. Er that unstreitig dem Papstthum großen Abbruch. Zugleich hat er aber der evangelischen Kirche in Graubünden mehr geschadet als genützt. Sein ungestümer Eifer wekte die schlummernden Feinde derselben wieder auf und griff störend in ihren ruhigen Entwicklungsgang ein.

Vergerius hat mehr als eine schlimme Eigenschaft aus der päpstlichen Kirche in die protestantische mit hinübergenommen. Er hatte die Bischofsmütze nicht abgelegt, als er aus seinem schönen Vaterlande floh. Der armselige Pfrundgehalt von Vicosoprano genügte natürlich dem ehemaligen Bischof und Hofmanne nicht. Darum suchte er in irgend einer Hauptstadt der protestantischen Schweiz eine einträglichere und glänzendere Stelle. Die scharfblickenden Reformatoren derselben schenkten ihm jedoch nicht ihr volles Zutrauen. „Ich fürchte," schrieb 1550 Calvin an einen Freund, „Vergerius macht sich gar zu viele Geschäfte; dieses unruhige Treiben ist seiner Nation angeboren." Als

der ehrgeizige Italiener sich überzeugen mußte, neben Männern, wie Bullinger, Calvin und Haller, keine wichtige Rolle spielen zu können, kehrte er nach Bünden zurück und begehrte, daß die Synode ihm die Visitation sämmtlicher reformirten Kirchen übertrage mit der Befugniß, nach Gutfinden Prediger ein und abzusetzen. Es versteht sich von selbst, daß ihm dieß abgeschlagen wurde. Comander und Gallicius, die schon seit einem Vierteljahrhundert für die evangelische Kirche geduldet und gekämpft hatten und in den Geschäften ergraut waren, zeigten wenig Lust, den anmaßenden Fremdling als ihren Herrn und Bischof anzuerkennen. Vergerius arbeitete hierauf an einer Lostrennung der italienischen Kirchen vom bündnerischen Synodalverbande. Im Namen der Prediger im Veltlin, Cläven, Bergell und Puschlav stellte er das Verlangen, daß ihnen eine eigene Synode bewilligt werde. In dieser wäre natürlich sein Einfluß überwiegend gewesen. Die italienischen Amtsbrüder hätte er nach seinem Willen leiten können. Als Gründe dienten ihm die weite Entfernung, die Beschwerlichkeit der Alpenwege und die Verschiedenheit der Sprache. Zum Glück für die italienischen Kirchen, die noch immer von den Papisten stark angefeindet wurden und wegen der ewigen Streitigkeiten ihrer Geistlichen so langsam fortschritten, scheiterte auch dieser Plan Vergerio's an dem festen Auftreten der Pfarrer von Chur,

welche ihren enetbürgischen Glaubensgenossen zu Gemüthe führten, daß nur enge Anschließung an die übrigen rhätischen Kirchen ihnen den so nöthigen Schutz gegen ihre inneren und äußeren Feinde gewähren könne. Der sonst so milde Philipp verlor eines Tages seine Geduld. „Herr,“ sagte er dem ehemaligen Bischof, „Ihr seid im Grunde ein ganz Anderer, als Ihr scheinen wollet. Ihr gebt Euch für einen Vertheidiger der reinen Christuslehre, die Ihr immer im Munde führet, und für einen Liebhaber brüderlicher Eintracht aus; in der Nähe betrachtet, seid Ihr weder das Eine noch das Andere.“ Der einfache schlichte Bündner und der glatte, hofmännische Italiener paßten nicht zusammen. Erzürnt und fast drohend verließ Vergerius Chur und begab sich nach Zürich. Von dort erließ er ein langes Sendschreiben an die rhätische Synode, in welchem er sagte: „Die Prediger in Chur streben offenbar nach einer Art Vormundschaft über ihre Collegen. Alles, was in den drei Bünden sich ereigne, wollen sie in Chur behandelt und entschieden wissen; das würden seine italienischen Brüder gewiß nicht dulden, und auch er könnte nimmer seine Stimme dazu geben, daß einige Wenige sich einen Primat anmaßen. Die Synode möge auf ihrer Hut sein.“

Mit diesem vorgeblichen Primat verhielt es sich also. Die Synode wählte jedes Jahr zur Erledigung der in

der Zwischenzeit vorkommenden dringenden Geschäfte einen sogenannten Minister. Mit diesem Amte wurde damals gewöhnlich ein Pfarrer von Chur beehrt.

Der ehrwürdige „Vater" Comander und der rüstige, gewandte Philipp verdienten in hohem Grade dieses Zutrauen ihrer Amtsbrüder. Sie verdankten solche Auszeichnung nicht ihrem Wohnorte, sondern ihrer Tüchtigkeit und ihren Verdiensten um die Kirche.

Es war hohe Zeit, den italienischen Flüchtlingen, deren unruhige Neuerungssucht die Quelle so vieler Streitigkeiten war, mit entschiedenem Ernste entgegenzutreten. Die ungünstige Stimmung, welche sich auch unter vielen Evangelischen gegen Vergerius und seine Landesleute, von denen nur Wenige eine rühmliche Ausnahme machten, immer mehr offenbarte, schadete allen evangelischen Geistlichen des Landes. „Schon die bloße Gemeinschaft mit Vergerius," klagt Gallicius in einem Briefe an Bullinger, „hat uns bei den Angesehenern des Landes um einen Theil des sonst genossenen Zutrauens gebracht."

Vierzehntes Kapitel.

Gallicius verfaßt die rhätische Confession.

Um die beweglichen italienischen Geister durch eine feste Glaubensnorm zu zügeln, fand es die Synode nach so vielen mißliebigen Erfahrungen zuletzt für

nothwendig, eine Confession aufzustellen, auf die jeder Prediger verpflichtet werden sollte. Gallicius erhielt den Auftrag, dieselbe zu entwerfen. Er löste die schwierige Aufgabe so glücklich, daß sein Entwurf 1552 den Beifall der Synode fand und auch von Antistes Bullinger gutgeheißen wurde. Nur Vergerius und und seine Freunde widersetzten sich der Annahme dieser „rhätischen Confession.“ Sie mußten sich jedoch am Ende fügen, weil man denjenigen, welche dieselbe nicht unterzeichnen wollten, mit Ausschließung aus der Synode drohte.

Gallicius beginnt die Confession mit wörtlicher Wiederholung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der zwei auf dasselbe folgenden ältesten Symbole der christlichen Kirche. Die übrigen Punkte, bemerkt er, seien nur aus dringender Nothwendigkeit hinzugefügt worden, um die verschiedenartigen Irrthümer, womit streitsüchtige, vom Wissensdünkel aufgeblasene Menschen die Gemüther der Gläubigen beunruhigen und verwirren, zurückzuweisen. Der Irrthum, als sei Gott der Urheber des Bösen, wie des Guten, wird darin mit strengem Ernste verworfen. Die Erwählung des Menschen zur ewigen Seligkeit wird der Gnade Gottes zugeschrieben, die Verwerfung desselben auf Rechnung der Herzenshärtigkeit gesetzt. Die Sakramente werden Zeichen und Siegel der Gnade und Gaben Gottes genannt. Die Gegenwart und der

Genuß Christi im h. Abendmahl wird geistlicher Weise gedeutet. Von den Katholicken, deren Zorn er durch eine Menge von polemischen Flugschriften fortwährend reizte, heftig gehaßt und bedroht, von den Reformirten durch eigene Schuld mißtrauisch angesehen, fühlte sich der gewesene Bischof in Rhätien je länger, je unbehaglicher. Ein Ruf an den Hof des Herzogs Christoph von Würtenberg im J. 1553 war ihm daher sehr willkommen. Nach mancherlei Schicksalen wünschte er am Abend seines unruhigen Lebens in die Gemeinde der „böhmischen Brüder" aufgenommen zu werden. „Wenn ihr mich aufnehmen wollet," schrieb er an die Vorsteher derselben, „so will ich bei euch sterben. Ich verlasse die weltlichen Bequemlichkeiten freiwillig; die Hand Gottes hat mich gerührt; ich habe andere Gedanken, andere Absichten." An einen Freund schrieb er später lebenssatt: „Krieg' ich ein frei Geleit, so reise ich nach Trient zum Concilium und bekenne meinen Heiland; machen sie's mir, wie Johannes Huß, so schadet es nichts; denn ich begehre, aufgelöset und bei Christo zu sein." Diese Worte werden den lieben Leser mit dem Manne, der unserem Philipp so viel zu schaffen gab, und in den ruhigen Entwicklungsgang der evangelischen Kirche Rhätiens so oft störend eingriff, einigermaßen aussöhnen.

Nach der Abreise des Vergerius kehrte der Friede nach und nach in den reformirten Gemeinden wieder

ein. Die ital. Prediger, die jetzt ihren Wortführer verloren hatten, wurden friedfertiger, nachdem die Synode ihnen in unwesentlichen Punkten mehr Spielraum gewährt hatte. — Die evangelische Kirche bedurfte in hohem Grade der Ruhe im eigenen Schooße. Rom sammelte um diese Zeit wieder seine Kräfte und rüstete sich, von der Vertheidigung auf die es sich einige Zeit beschränken mußte, zum Angriffe überzugehen. Zu Ende des Jahres 1553 erschien zu Chur ein Gesandter des Papstes, der keinen geringeren Auftrag hatte, als die Inquisition in den Drei Bünden einzuführen. Mit ihm kam auch ein spanischer Gesandter, welcher die Erlaubniß zum freien Durchzug spanischer Truppen durch Bünden auswirken sollte.

Der Papst forderte durch ein Schreiben den Churer Bischof Thomas Planta, Iter's Nachfolger, auf, seinen Gesandten zu unterstützen. Die beiden Pfarrer von Chur im Vereine mit Bullinger und dem französischen Gesandten vereitelten jedoch die gefährlichen Pläne des spanischen Hofes und der römischen Curie. —

Wir müssen nun Gallicius wieder einmal in seinem Familienkreise aufsuchen. Es ist uns bereits bekannt, daß die Churer nicht viel freigebiger gegen ihre Seelsorger waren, als die Protestanten auf dem Lande. Philipp konnte daher die Familiensorgen, die ihn früher oft so schwer drückten, keineswegs abschütteln, als er in die Hauptstadt einzog.

Der Mann, welcher Tag und Nacht für das Vaterland und die Kirche arbeitete, mußte, auch in Chur sozusagen Alles entbehren, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört. An seinem Tische saßen eilf Kinder, die mit „guten Zähnen" magere, schlechte Kost verzehrten. Wie mancher stille Seufzer mag da zu Dem emporgestiegen sein, welcher die Vögel unter dem Himmel ernährt. Seine Gattin stand ihm treu zur Seite. Dennoch verließ ihn in manchen Augenblicken seine Sanftmuth und er wurde gegen Frau und Kinder mürrisch. Wer will ihm das verargen? Wer hat unter der Last eines schweren Kreuzes nie mit einem mürrischen Worte gesündigt? Unsere Reformatoren waren nicht vollkommne Heilige, sondern nach der Heiligung jagende Menschen. Gallicius erkannte in der Regel demüthig den Zweck der göttlichen Heimsuchungen. Eines Tages sagte er zu seinen Söhnen: „Unter dem Kreuze lernen wir die Worte des Apostels verstehen: „Wir rühmen uns der Trübsale, weil wir wissen, daß Trübsale Geduld, Geduld Erfahrung und Erfahrung Hoffnung bringet, welche nicht zu Schanden werden läßt." „Ich spreche mit euch über meine Trübsale nicht, weil ich mein Elend beklage, sondern damit ihr, meine Söhne, nach meinem Beispiele geduldig zu sein lernet."

Wir sehen im Geiste unsern Philipp in seiner schmucklosen Studirstube am Schreibtische sitzen.

Schreibt er eine Predigt? Schreibt er an Bullinger um irgend einen guten Rath in großer Verlegenheit? Schreibt er an Jemanden, der bei ihm Trost und Hülfe gesucht? Dießmal keines von dem. Er fertigt für den erwähnten spanischen Gesandten eine Uebersetzung. So gering ist seine Besoldung, daß er auf solchen Nebenverdienst bedacht sein muß, um seine Kinderschaar nicht darben zu lassen! Die Churer deuten ihm das übel, denken aber nicht daran, ihm seine bedrängte Lage zu verbessern. Philipps ältester Sohn Alexander sollte mitten in dieser Noth eine theologische Anstalt beziehen, um armer Bündner-Pfarrer zu werden. Woher die Mittel dazu nehmen? Der treue Bullinger verschafft dem talentvollen Knaben im wohlthätigen Basel einen Freiplatz. Er zeichnet sich durch glänzende Fortschritte aus. Deßhalb wird ihm eine vortheilhafte Stelle angeboten. Gallicius will jedoch, daß sein Alexander der evangelischen Kirche Bündens diene. „Es wäre gottlos von mir," sagte er, „Rhätien meinen Sohn zu entziehen, während namentlich an romanischen Predigern so großer Mangel herrscht." Wir sehen, daß Philipps schwere Familiensorgen seine Sorge für das Gedeihen der evangelischen Landeskirche nicht schwächten. Wo es galt, auf dem Gebiete der römischen Kirche neue Eroberungen zu machen, oder das Errungene zu behaupten, war Gallicius immer noch der rüstigste Kämpfer.

Fünfzehntes Kapitel.

Gallicius verschafft in Zuz der Reformation den Sieg. 1554.

Es war im Jahr 1554, als im Oberengadin die letzte entscheidende Hauptschlacht gegen die finstern Mächte des Papstthums geschlagen wurde. Wir kennen bereits den edlen Joh. Travers, der an der ersten Disputation in Süs Alles prüfte und das Beste behielt, zur Gründung der höhern Landesschule in Chur treu mitwirkte und im Vereine mit Gallicius den Irrlehrer Francesco Calabrese eifrig bekämpfte. Travers ist eine der schönsten Erscheinungen in der Geschichte Rhätiens. Seine Bestrebungen und Thaten bilden auch ein wichtiges Stück der rhätischen Reformationsgeschichte. Da er am Abend seines Lebens noch als Mitarbeiter des Gallicius auftrat, mögen folgende Notizen über ihn hier nicht am unrechten Orte sein. Sprosse einer altadeligen Familie, die im 13. Jahrhundert zu Ravenna Herrschaftsrechte ausübte, im 14. Jahrhundert von dort in die Republik Venedig übersiedelte und zu Anfang des 15. Jahrhunderts sich zu Zuz im Oberengadin niederließ, verließ Joh. Travers (geb. 1483) im zarten Knabenalter das wilde Alpenthal und sammelte in Deutschland und an andern Orten den reichen Schatz vielseitiger Kenntnisse, womit er sich zum einflußreichsten Manne

seines Vaterlandes emporschwang. Er stieg rasch zu den höchsten Würden und Aemtern empor. Er war Kanzler und Hofmeister des Bischofs von Chur, Landschreiber und Landammann des Oberengadins, Landeshauptmann des Veltlins, siegreicher Feldherr in den Müsserkriegen, Gesandter an Kaiser Carl V., König Ferdinand I. und die Republik Venedig, der erste Schriftsteller in der rhäto-romanischen (Caldinischen) Sprache, der erste dramatische Dichter Graubündens, Vorsitzer bei Religionsgesprächen, oft Obmann von Schiedsgerichten und endlich noch Reformator seiner Heimathgemeinde und Prediger des reinen Evangeliums.

Als kräftiger Jüngling hat Travers an der Riesenschlacht von Marignano Theil genommen, wo er vielleicht den Feldprediger Ulrich Zwingli kennen lernte, mit dem er später in Briefwechsel stand. Während des ersten Müsserkrieges schmachtete er mehrere Monate im Kerker von Musso. Obschon er bis zum Jahr 1553 die Messe besuchte, war er unstreitig schon lange vorher im Herzen evangelisch gesinnt. Wie hätte er sonst mit Comander, Gallicius, Zwingli, Bullinger, Vadian und Melanchton in freundlichem Verkehr und Briefwechsel stehen und ihre und anderer Reformatoren Schriften studiren können. Im Jahr 1544 ließ er z. B. durch Comander Bullinger bitten, ihm seine Erklärungen des Evangeliums Matthäi und

Johannis zu schicken. — Das lange Ausharren des ausgezeichneten Mannes in der päpstlichen Kirche ist etwas räthselhaft. Vielleicht hoffte Travers zuerst eine sogenannte „stille Reform" ohne Trennung, und als die Trennung erfolgt, eine Wiedervereinigung der Getrennten, wozu ja in Deutschland auch Melanchton Hand bot. Vielleicht befürchtete er auch, die Protestanten möchten im Niederreißen des Bestehenden zu weit gehen. Es ist bekannt, daß er ein Hauptgegner des stürmischen Vergerius und seiner unruhigen Landesleute war. Wie dem auch sei. Thatsache ist, daß Travers der evangelischen Kirche schon lange vor seinem öffentlichen Uebertritte zu derselben wichtige Dienste geleistet hat. Er war es vorzüglich, welcher mit seinem großen Einflusse die Religionsfreiheit in den Drei Bünden gegen alle Angriffe der Altgläubigen vertheidigte und schützte. Und durch sein hohes Ansehen, das er bei den Katholiken genoß, konnte er manche Gefahr von den Protestanten abwenden. Im Jahr 1553 sagte er sich endlich förmlich und feierlich von der päpstlichen Kirche los. Bullinger spornte ihn zu diesem wichtigen Schritte an, indem er ihn ernstlich an sein hohes Alter und an das nahe Grab erinnerte. Die Hoffnung auf eine von Rom ausgehende Wiedergeburt der entarteten Kirche hatte Travers wohl schon lange vorher aufgegeben. Papst und Christus, Bibel und römische Kirchensatzungen sind unversöhn-

liche Gegensätze. Wie sollte ein Papst eine Reformation der Kirche wollen? Niemand stößt sich selbst vom Throne. Nachdem sich Travers zu seinem Freunde Gallicius geäußert hatte: „Er wolle nicht mehr die Messe hören," gab er sich große Mühe, die noch katholischen Gemeinden des Oberengadins für das Evangelium zu gewinnen. Zunächst legte er in seiner Heimathgemeinde Zuz die Hand an's Werk. Es waren hier schon viele Anhänger der neuen Lehre. Die Hauptmasse des Volkes hing aber noch mit Zähigkeit am Alten. Dennoch erhielten Travers und seine Freunde von der Gemeinde die Erlaubniß, auf ihre Kosten einen evangelischen Prediger kommen und in der Kapelle der h. Katharina predigen zu lassen. Es hatte dazu der Meßpriester beigetragen, der durch seinen unsittlichen Lebenswandel viel Aergerniß gab und deßhalb auch manchen einflußreichen katholischen Männern verhaßt war. Das Volk sagte jedoch zu Travers: „Die Italiener verstehen wir nicht. Wenn ihr aber den Philipp Gallicius bewegen könnet, daß er uns predige, den wollen wir hören; denn ihn verstehen wir." Das war eine gute Botschaft für unsern Philipp. Hocherfreut eilte er über die Berge nach Zuz, wo er vor achtundzwanzig Jahren als blutjunger Kaplan sein Verbannungsurtheil angehört hatte. Wie wunderbar sind die Wege des Herrn! Die Jahre hatten die Haare des vielgeprüften Mannes ge-

bleicht, die schweren Sorgen seinen Rücken gekrümmt. Seine Lebensgeister waren aber noch nicht erschöpft, seine innere Kraft war noch nicht gebrochen, seine heilige Begeisterung für Licht und Wahrheit noch nicht erloschen. Gallicius predigte gewaltig je den andern Tag in der Katharinenkapelle. Schaarenweise strömte das Volk auch aus den umliegenden Dörfern herbei. Den Edeln, wie den Landmann, den Jüngling wie den Greis im Silberhaar, die Frauen wie die Männer, fesselte das von seinen Lippen strömende Wort. Auch in den benachbarten Ortschaften predigte der Mann Gottes mit heiliger Begeisterung. Vergebens sandte der Bischof von Chur tüchtige Redner nach Zuz, um das Volk seiner Heimathgemeinde beim alten Glauben zu erhalten. Die Messe wurde abgeschafft und der Priester entlassen. Dem Beispiele der Mutterkirche folgte auch die Tochterkirche in Madulein. In drei Wochen hatte Philipp mit Travers dieß zu Stande gebracht. Dann mußte er nach Chur, wo man ihn nicht länger entbehren konnte, zurückkehren. Auf der Reise schwebte er wegen Nachstellungen in Lebensgefahr. In Zuz durften die Altgläubigen ihm nichts in den Weg legen, weil Travers, der dem Planta auf den Bischofsstuhl geholfen, ihn schützte. Das Papstthum konnte sich nun auch in Skanfs, Ceelrina und St. Moritz icht mehrn lange halten. Die Evangelischgesinnten in diesen Ortschaften war=

teten nur auf den Tod ihrer alten Meßpriester, um reformirte Prediger berufen zu können. — Der glänzende Erfolg in Zuz machte Gallicius kühn. Er dachte bald nachher an nichts Geringeres, als an die Aufhebung des Bisthums. „Es geht hier die Sage" schreibt er an Bullinger," ich wolle auf dem Hofe die Messe abschaffen, und das Stift aufheben. Es wäre nicht schwer, wenn die Prediger im Gotteshausbunde frischer wären und das Werk recht angriffen. Wir wären die Mehrheit. Daß es eine Veränderung mit dem Domstift geben müsse, ist in aller Mund, und ich werde den Bischof und Travers aufmerksam machen, wie freundlich Du Hand bietest." Bischof Th. Planta war gegen Freunde und Verwandte sehr freigebig und den sinnlichen Genüssen in hohem Grade ergeben. Er liebte, wie sein Vorgänger, das weibliche Geschlecht und war ein so großer Liebhaber von Schinken, daß man in Chur die Schweine „bischöfliches Wildpret" nannte. In häufiger Geldnoth borgte er von seinen Verwandten in Zuz große Summen und gab ihnen dafür Güter und Rechte des Bisthums zum Unterpfande. Wegen dieser unbefugten Veräußerung des Stiftsgutes sollte der Bischof nun der Versammlung des Gotteshausbundes Rechenschaft geben. Dieß hielten Gallicius und andere evangelische Prediger für eine günstige Gelegenheit, dem Bisthum, das schon 1529 nach der Hinrichtung

des Abtes Th. Schlegel um ein Kleines aufgehoben worden wäre, den letzten Streich zu versetzen. Man wollte den Bischof Thomas zur Abdankung bewegen, ihn jedoch auf Lebenszeit im Genusse der bischöflichen Einkünfte lassen. Nach seinem Tode sollten die Güter des Hochstiftes theils zu frommen Zwecken verwendet, theils unter die Gotteshausgemeinden vertheilt werden. Gallicius war in dieser Angelegenheit außerordentlich thätig. Viele weltliche Vorsteher wollten jedoch zu diesem großen reformatorischen Akte nicht Hand bieten. Ganz besonders widersetzte sich Joh. Travers der Aufhebung des Bisthums. Er eilte nach Chur und brachte es dahin, daß die Anstände zwischen dem Gotteshausbunde und dem Bischof im Frieden beigelegt wurden. Travers wurde deßhalb von den Einen gelobt, von den Andern getadelt. Seine Tadler warfen ihm vor, daß er aus Familienrücksichten also gehandelt habe, weil manche seiner Verwandten vom Bisthum großen Nutzen ziehen. Seine Vertheidiger dagegen sagten, er habe besorgt, es möchten in vielen Gemeinden die bischöflichen Güter schlecht angewendet werden. Von jeder menschlichen Schwachheit war gewiß auch der große Zuzer nicht frei. Er glänzt jedoch dessen ungeachtet als ein Stern erster Größe am rhätischen Himmel.

Auf Philipps Schultern ruhte nun die Hauptlast des evangelischen Kirchenwesens in den Drei Bünden.

Comander's Kräfte schwanden nämlich sichtbar dahin. Der unermüdliche Gallicius, welcher mit der Lebhaftigkeit des Südens die Beharrlichkeit des Nordens verband, erübrigte gleichwohl noch Zeit, nicht nur an Bllinger, sondern auch an Calvin und andere Männer Gottes öfters Briefe zu schreiben und für fremde bedrängte Glaubensgenossen sich eifrig zu verwenden. Wie oft brannte die Lampe im engen Studirzimmer des treuen Dieners Christi noch in der späten Mitternachtsstunde! Der berühmte Genfer Reformator schätzte unsern Philipp so hoch, daß er im J. 1555 eine Abhandlung über die Sakramente ihm und Joh. Comander widmete.

Sechszehntes Kapitel.

Gallicius verwendet sich für die vertriebenen evangelischen Locarner 1555.

Am dritten März 1555 langten in Roveredo ungefähr hundert evangelische Locarner an. Die Verfolgungssucht der Katholiken hatte sie von den reizenden Gestaden ihres heimathlichen See's vertrieben. Sie wünschten der Sprache wegen im Misoxerthale, oder in Cläven, oder im Veltlin sich haushäblich niederzulassen. Allein die Katholiken in Bünden wollten sie unter keiner Bedingung dulden. Wäre es nach ihrem Sinne gegangen, so hätten die armen Leute

in der schlimmen Jahreszeit über den wilden Bernhardin ziehen müssen, wo ohne Zweifel die zarten Kindlein, die schwachen Frauen und die gebrechlichen Greise im tiefen Schnee umgekommen sein würden. Gallicius nahm sich der bedrängten Glaubensbrüder mit der hingebendsten Treue an. Wie oft schrieb er ihretwegen an Bullinger! Wie manchen Eilboten schickte er in dieser Angelegenheit da und dorthin! Manche Schritte, die er für die Verfolgten that, blieben zwar fruchtlos. Die Niederlassung im Misox und in den Unterthanenlanden wurde denselben nicht bewilligt. Auch reformirte Rathsboten hielten es mit den Katholiken, theils aus Furcht vor den Drohungen der katholischen Eidgenossen, theils aus Besorgniß, es möchten auch die Locarner unruhige Menschen sein, wie Vergerius und seine Landsleute. Gallicius wirkte indessen so viel aus, daß sie in Roveredo bleiben durften, bis die mildere Jahreszeit den Uebergang über den hohen Berg mit Weib und Kind gestattete.

Die Verwiesenen fanden in Zürich eine Freistätte zur ungehinderten Ausübung ihres evangelischen Glaubens. Da sie sich aber in der neuen ganz deutschen Umgebung trotz der vielen Beweise brüderlicher Liebe, womit sie von den Zürchern überhäuft wurden, nicht behaglich fühlten, so wünschten sie bald, wieder nach Bünden zurückzukehren und im Misox ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Gallicius setzte neuerdings zu

ihren Gunsten Alles in Bewegung. Zuerst richtete er für sie eine Bittschrift an den Rath von Chur; dann schrieb er an alle Amtsbrüder dies- und jenseits der Berge und ermahnte sie, das Volk für die Locarner günstig zu stimmen. Seine Bemühungen blieben leider erfolglos.

In den ersten Tagen des Januars 1557 erfüllte tiefe Trauer die Stadt Chur. „Vater" Comander war zur Ruhe des Herrn eingegangen. Der treue Knecht Gottes durfte auf dem Sterbebett mit dem Apostel Paulus sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter geben wird." Wir unterwinden uns nicht, den Schmerz zu schildern, den unser Philipp am Grabe seines väterlichen Freundes und treuen Collegen, mit dem er allezeit in ungetrübter Eintracht gelebt und am Werke des Herrn gearbeitet hatte, empfand. An Comanders Stelle, den so wichtigen Posten, der eines eifrigen und wachsamen Hüters bedurfte, erbat sich der Rath zu Chur von Zürich einen geeigneten Mann. Dieses schickte Johannes Fabricius, einen rüstigen Elsäßer, der gerade ins kräftige Mannesalter getreten war. Es fällt mit Recht auf, daß Gallicius übergangen wurde. Diese Hintenansetzung, zu der vielleicht die „Kronenfresser," welche

ihm aus bekannten Gründen abhold waren, das Ihrige beigetragen haben, mußte ihn schmerzen. Sie konnte ihn jedoch nicht verleiten, vom Pfluge hinter sich zu schauen. Obschon der neue College sich durch Derbheit auszeichnete und deshalb nicht ganz zu ihm paßte, verband er sich gleichwohl mit ihm, wenigstens in der ersten Zeit, innig zu treuem, gemeinsamen Wirken. Später wurde ihr amtsbrüderliches Zusammenleben öfters getrübt. Die Schuld lag ohne Zweifel auf beiden Seiten. Der Elsäßer ging dem bedachtsamen Bündner zu rasch zu Werke. Wir ersehen das ungestüme Wesen des Fabricius u. A. aus einem seiner Briefe an Bullinger, in dem er über den alten Travers ein ganz falsches und ungerechtes Urtheil fällte. Weil derselbe, wie oben gemeldet ward, zur Aufhebung des Bisthums nicht Hand bieten wollte, behauptet er darin, der unpartheiischen Geschichte zum Trotze, der Reformator von Zuz habe der evangelischen Kirche mehr geschadet, als genützt! Wir sind deshalb nicht geneigt, dem, was Fabricius auch über Gallicius Ungünstiges nach Zürich schrieb, unbedingten Glauben zu schenken.

Im J. 1558 arbeiteten die beiden Churer Pfarrer gewandt und planmäßig darauf los, den evangelischen Gemeinden in den Unterthanenlanden durch Zuwendung eines verhältnißmäßigen Antheils an den Kirchengütern eine gesichertere Stellung zu verschaffen.

Die Sache gelang wenigstens theilweise. Im gleichen Jahre verwendeten sich Gallicius und Fabricius für die in Frankreich grausam verfolgten Glaubensgenossen. Sie eiferten auf den Kanzeln rücksichtslos gegen die schändlichen Greuelthaten und baten die Bundeshäupter, sie möchten dem französischen Gesandten erklären, daß, wenn der König die Verfolgungen gegen die Protestanten nicht einstelle, Bünden Frankreich das Bündniß aufkündigen würde. Als der Gesandte nur leere Versprechungen gab, fuhren sie fort, auf der Kanzel gegen Frankreich zu Felde zu ziehen. Der Stadtrath sagte: „Wir müssen sie predigen lassen; Gott mag das walten.“

Während Gallicius sich mit solcher Treue und Energie der Glaubensgenossen in der Ferne annahm, vergaß er keineswegs, was in der Nähe Noth that. Das Engadin lag ihm ganz besonders fortwährend am Herzen. Er nannte es mit Vorliebe „sein Engadin.“ Er durfte es so nennen; denn die Wiedergeburt dieses Alpenthales war hauptsächlich sein Werk. Nicht sich gab er jedoch die Ehre, sondern dem Herrn, der ihn zum Werkzeuge auserkohren hatte. Das Innthal besaß um diese Zeit viele tüchtige Verkündiger des reinen Evangeliums. Unter ihnen ragte Ulrich Campell hervor, welcher 1550 in seiner Heimathgemeinde Süs, 1553 in der großen Gemeinde Zernez unter stürmischen Auftritten dem Papstthum den Garaus

gemacht und 1554 das von Gallicius in Zuz begonnene Werk mit gutem Erfolge fortgesetzt hatte. Ja sogar der greise Travers, der berühmte Feldherr und Staatsmann, bestieg als Verkündiger der reinen Christuslehre die Kanzel seiner Heimathgemeinde. Da Zuz, nach Chur der ansehnlichste Ort in ganz Rhätien, nach Campell's Weggange genöthigt war, einen blutjungen Schulmeister als Pfarrer anzustellen, erhielt Travers von der Synode die Erlaubniß, denselben in der Verkündigung des Evangeliums, so wie in Verrichtung der übrigen pfarramtlichen Geschäfte zu unterstützen. Dies that der würdige Greis noch mehrere Jahre mit Eifer und gesegnetem Erfolge. Umsonst sagten die Katholiken, der alte Mann sei kindisch geworden. Seine Predigten erfreuten sich eines zahlreichen Besuches von nahe und fern. „O glückliches Land," rief Gallicius, als der ausgezeichnete Mann sich in die Synode aufnehmen ließ, „nun wird das Evangelium feste Wurzeln treiben und herrliche Früchte tragen, da der Herr ein solches Licht angezündet hat und einen solchen Arbeiter in seinen Weinberg sendet." Den Protestanten im Engadin fehlte indessen noch immer eine wichtige wesentliche Sache — die Bibel in der Muttersprache. Ohne die h. Schrift ist es unmöglich, das Volk in der Wahrheit zu befestigen. Deshalb trachteten Luther und die Reformatoren anderer Länder, das, was

Erasmus, der König der Wissenschaft, den Gelehrten in griechischer und lateinischer Sprache gegeben, auch den Ungelehrten und Armen in ihrer Zunge nahe zu bringen. Die „Fackel des Himmels" sollte den Gläubigen nicht nur in der Kirche, sondern auch im Hause leuchten. Die Engadiner hörten das Wort Gottes in den gottesdienstlichen Versammlungen fleißig an. Sie konnten aber nicht täglich in der Schrift forschen und prüfen, ob es sich verhalte, wie ihre Prediger ihnen sagten. Es fehlte ihnen nicht nur die Bibel, sondern jedes andere Buch in der Muttersprache. Erst die Reformation hat eine rhäto-romanische Literatur geschaffen. Die Mönche und Priester, welche das Volk in der Unwissenheit zu erhalten suchten, behaupteten, der Engadiner Dialekt sei so verdorben, daß er keines schriftlichen Ausdruckes fähig sei. Tschudi und Stumpf erzählten ihnen dieß nach. Joh. Travers bewies jedoch durch seine Beschreibung des Müsserkrieges und durch einige dramatische Stücke, deren Stoff aus der Bibel geschöpft wurde, daß die ladinische Mundart so gut als das Deutsche und Italienische sich als Schriftsprache behandeln lasse. Seinem Beispiele folgten Gallicius und Campell. Der erstere übersetzte schon 1536 das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote und später auch einige Kapitel aus dem ersten Buche Mosis in das Unterengadiner-Ro-

manische. Campell übersetzte in die gleiche Sprache einige Psalmen Davids und andere geistliche Lieder und verfaßte in derselben auch einen weitläufigen Catechismus. Ein gedrucktes romanisches Buch existirte jedoch bis 1550 nicht. Der Rechtsgelehrte Jacob Biveroni von Samaden war der erste, welcher es wagte, ein Buch in dieser Sprache drucken zu lassen. Es war der von ihm in den Oberengadiner-Dialekt übersetzte Catechismus des Joh. Comander und Joh. Blasius. „Bei dem Anblicke dieses Buches,“ sagt ein damaliger Schriftsteller, „standen die Engadiner erstarrt vor Verwunderung, wie die Israeliten in der Wüste beim Anblicke des Manna.“ Der Catechismus wurde 1552 zu Puschlav gedruckt, wo die erste Buchdruckerei Graubünden's von D. Landolfi kurz vorher auf Vergerio's Antrieb errichtet worden war. Da das Büchlein mit großem Beifalle aufgenommen wurde und reichen Segen stiftete, fühlte sich der treffliche Biveroni dadurch ermuthigt, an die Uebersetzung des Neuen Testamentes Hand zu legen. Mehrere Jahre arbeitete der fromme Mann in seinem stillen Kämmerlein an dem heiligen Werke. Er zog ohne Zweifel Gallicius und Campell, die zu solcher Arbeit befähigter gewesen wären, aber ihrer vielen Geschäfte wegen keine Zeit fanden, öfters zu Rathe. Im Jahr 1560 hatte der treue Arbeiter das Buch, welches so viel zur Befestigung der Reforma-

tion in Engadin beitrug, drucken lassen. Es erschien in Basel auf seine eignen Kosten und fand so großen Absatz, daß es öfters neu aufgelegt werden mußte. Die göttliche Offenbarung lag nun klar und offen in den Händen der ladinischen Bevölkerung. Vornehme und Geringe schauten mit neugierigem Blicke in das bisher unbekannt gewesene Buch. Je mehr sie darin lasen, desto stärker fühlten sie sich von der göttlichen Kraft des Evangeliums ergriffen. Viele Herzen wurden dadurch erweckt, viele Geister erleuchtet und viele Seelen bekehrt. Unter den fleißigen Lesern des romanischen N. Testamentes befand sich ein adeliger Jüngling von Celerina, Namens Thomas a Castris. Heimlich las dieser oft in später Nacht die frohe Botschaft des Evangeliums. Sein Vater, der ihn darob ertappte, tadelte ihn heftig. Er wollte nicht dulden, daß der Sohn im „ketzerischen" Buche lese. Der Jüngling fing aber an, dem Vater einige Erzählungen aus dem Leben Jesu laut vorzulesen. Von der wunderbaren Kraft dieser einfachen Erzählungen ergriffen, kann der Vater sich nicht satt hören. Weiter! weiter! ruft der gerührte Alte, wenn der Jüngling im Vorlesen eine Pause macht. Nach dem Wunsche des Vaters mußte Thomas auch Andern aus dem N. Testamente vorlesen.

Wie freute sich unser Philipp, daß dem Volke seines geliebten Engadin's nun die rechte und lauterste

Quelle des Christenthums geöffnet und zugänglich war. Mancher gottlose Meßpriester sagte beim Anblicke der Bibel in der Volkssprache: „Das heißt die Perlen vor die Säue werfen." Zwingli dagegen sagt: „Das Wort Gottes lehret, öffnet und erkläret sich selbst und bescheinet die menschliche Seele."

Luther nennt die h. Schrift ein Buch, welches verdiente, daß es in allen Sprachen, Händen, Ohren und Herzen wäre.

Es war in hohem Grade nothwendig, daß das Evangelium in den protestantischen Gemeinden immer festere Wurzel treibe. Denn, wie ein gewappneter Mann, näherte sich die Gegenreform, welche Wiederherstellung des Papstthums bezweckte, den rhätischen Grenzen. In Carlo Borromeo, der die Seele des römischen Hofes war, während sein Oheim Pius IV. und der fanatische Pius V. auf Petri Stuhl saßen, war für die evangelische Kirche ein gefährlicher Feind aufgestanden. Die Ausrottung des Protestantismus zunächst in den italienischen Gegenden und dann auch in den übrigen Landschaften Graubündens war die große Aufgabe seines Feuereifers und seiner umfassenden Thätigkeit.

Der Cardinal, welcher jetzt als ein Heiliger verehrt wird, verschmähte kein noch so schlechtes Mittel, um seinen Zweck zu erreichen. Jesuiten und Kapuziner waren seine Hauptwerkzeuge. Durch sie suchte er zu=

vörderst die Evangelischen im Veltlin in den Schooß der päpstlichen Kirche zurückzuführen oder zu vertilgen. Spanien, das schon lange nach dem Addathal lüstern war, welches den Schlüssel zwischen Mailand und Deutschland bildet, unterstützte Borromeo.

Im J. 1561 erschien vor dem Bundestag in Chur ein päpstlicher Legat in Gesellschaft eines spanischen Gesandten von Mailand und trug mit frecher Stirne folgende Begehren vor: „Die evangelischen Prediger und alle italienischen Flüchtlinge sollen aus dem Veltlin und aus Cläven verwiesen werden. Die Buchdruckerei in Puschlav soll unter Aufsicht gestellt werden, damit nichts Ehrverletzendes wider den römischen Stuhl gedruckt werde; das bereits Erschienene soll verboten und weggenommen werden. Es solle die Errichtung einer Jesuitenschule in Ponte (Veltlin) gestattet werden. Es sollen in den Unterthanenlanden alle den Prädikanten der neuen Lehre zugesprochenen Kirchen und Einkünfte der katholischen Geistlichkeit zurückerstattet werden." Diesen Begehren wurde noch die Drohung beigefügt, wenn nicht entsprochen würde, sähe sich der Papst genöthigt, den katholischen Bewohnern der angrenzenden Länder jede Gemeinschaft mit bündnerischen Angehörigen zu untersagen, in welchem Vorhaben er auf den Beistand der katholischen Fürsten zählen dürfe. Der spanische Gesandte bestätigte Letzteres im Namen seines Königs. Der Bundestag

brachte diese Begehren vor die selbstherrlichen Gemeinden. Das ganze Land gerieth in Gährung. Ueberall stürmische Versammlungen. „Diese Anmaßung des Papstes ist empörend," hieß es in den reformirten Thälern. Fabricius schrieb Bullinger: „Wann man (in den Gemeindeversammlungen) hat gelesen Christi Statthalter hat der meerteyls jung und alt geschruwen, des Tüffels Statthalter." Gallicius legte selbstverständlich in diesem kritischen Zeitpunkte die Hände nicht in den Schooß. Der Handel verschaffte ihm sonder Zweifel manche schlaflose Nacht. Nach allen Seiten flogen unfehlbar auch dießmal ernste Mahnschreiben aus seinem Studirzimmer. Als die beiden Gesandten bald wieder erschienen und auf eigene Kosten eine außerordentliche Versammlung des Bundestages verlangten, ergriff Philipp rüstig den Wanderstab und zog mit Fabricius, Campell und andern Amtsbrüdern hinauf nach Ilanz, wo die Landesväter zusammen kamen, um dem Papste Bescheid zu geben. Warum hat sich Gallicius in die Politik eingemischt? Was hatte er beim Bundestage zu schaffen? In Ilanz schwebte damals Kirche und Staat in Gefahr. Die Unabhängigkeit von beiden war auf dem Spiele. Philipp war ein ganzer Mann. Als Geistlicher weihte er seine Kräfte vor Allem der Kirche, aber er fühlte sich zugleich auch als Bürger; daher auch der Staat und sein Vaterland einen nicht geringen

Theil seiner gewaltigen Wirksamkeit in Anspruch nahmen. Während der Versammlung der Rathsboten in Ilanz hielt zuerst Fabricius zwei Predigten über das apostolische Glaubensbekenntniß, in welchen er zeigte, daß die Protestanten mit Unrecht „Ketzer“ genannt werden. Der päpstliche Legat hatte sich diesen beleidigenden Namen erlaubt. Dann trat Gallicius vor den Bundestag und hielt mit gewohntem Feuer eine hinreißende Rede über die sowohl dem Staate als der Kirche drohende Gefahr und über die Würde der Republik. Seine Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Die Begehren des Papstes wurden in höflicher Form abgewiesen. Die beiden Gesandten mußten 660 Kronen für die Sitzung bezahlen. Der Legat geberdete sich deßhalb so verdrießlich, daß auch sein Gefährte sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Kaum nach Chur zurückgekehrt, hatte der geplagte Gallicius wieder mit Wiedertäufern zu schaffen. Auch die Irrlehren der Italiener spukten neuerdings im Unterengadin und im Bergell. Nachdem die beiden Pfarrer von Chur sich vergeblich bemüht hatten, zwei Bewohner der Stadt, welche ihre Kinder nicht taufen lassen wollten, durch Privatgespräche zu bekehren, disputirten sie mit denselben (Nov. 1561) vor dem Stadtrathe und brachten sie dahin, daß sie versprachen, sich der kirchlichen Ordnung zu unterwerfen. Wir stehen

nun im Geiste vor einem stattlichen Engadinerhause in Zuz. Die alten Engadinerhäuser tragen das Gepräge der Solidität an sich. Sie waren die Wohnstätten ganzer Mannen. Der Charakter eines Volkes drückt sich auch in seiner Bauart aus. Ueber der Hausthüre, durch welche mancher breitschulterige Held ein- und ausgegangen ist, steht ein altes Familienwappen. Ein Streitkolben erinnert an die streitende Kirche Christi auf Erden. Die Palmenzweige, welche das Herzschild einfassen, sind das schöne Sinnbild des himmlischen Friedens. Wir treten hinein und öffnen die Thüre einer Stube. Es steigen Gebete zum Throne Gottes empor. Johannes Travers liegt auf dem Sterbebett. Auf dem Tische liegt die offene Bibel. Um das Bett herum stehen der Pfarrer, Verwandte und Freunde mit feuchten Augen. Der alte Held wird von heftigen Schmerzen gequält, allein er empfängt so reichen Trost aus der Höhe, daß er auch die Umstehenden trösten kann. Er ist zum Heimgange gerüstet; sein Gesicht ist bereits verklärt; seine stammelnde Zunge preist die Gnade Gottes in Christo. Christus war sein Leben, Sterben ist sein Gewinn. Seine Augen schließen sich. „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben," sagt der Pfarrer. „Amen!" schluchzen die Anwesenden. Das ganze evangelische Bündnerland trauerte über den Hinschied des herrlichen Mannes. Auch viele Katholiken, die seine hohen Ver-

dienste um das Vaterland würdigten, weihten ihm Thränen der Dankbarkeit. Joh. Travers, eine Hauptzierde Rhätiens, starb im August 1563 im Alter von 80 Jahren.

Daß Gallicius über den Tod seines alten Freundes in Zuz tief betrübt war, versteht sich von selbst. Er empfand den Verlust des Mannes, an dem er oft eine kräftige Stütze gefunden, um so schmerzlicher, da um diese Zeit der kirchliche und politische Himmel des Vaterlandes sich immer mehr verdunkelte. Die Evangelischen im Misoxerthale, welche so zahlreich gewesen, daß laut Beschluß des Bundestages von den fünf Hauptkirchen der Landschaft ihnen zwei eingeräumt worden waren, hatten ihre Seelsorger 1561 entlassen müssen. Kühn und rastlos ging Carlo Borromeo auf sein vorgestecktes Ziel los. Das Concilium zu Trient befestigte die durch die Reformation erschütterte katholische Kirche. Einträchtig in ihrem Innern, stand sie nun wie eine Mauer gegenüber dem Protestantismus, der durch innere Entzweiung sich mehr und mehr schwächte. Die Lutheraner in Deutschland zerrissen mit blindem Eifer das Band der Eintracht. Den von Trient für die ganze protestantische Kirche ausgehenden Gefahren stand die evangelische Kirche Rhätiens am nächsten. Statt treu zusammenzuhalten, theilten sich aber auch die Reformirten in Bünden wegen der heillosen Bündnisse mit fremden Mäch-

ten in zwei feindliche Lager. Frankreich und Spanien-Oestreich stritten schon lange um den Vorrang und die Oberherrschaft in Europa. Beide buhlten um Rhätiens Gunst wegen seiner wichtigen Gebirgspässe und tapfern Alpensöhne.

Im J. 1564 bewarben sich der französische und spanische Gesandte zugleich um ein Bündniß. Ihre reichen Geldspenden — nach dem Gerücht soll der letztere 18,000 spanische Thaler mit sich gebracht haben — verwirrten das ganze Land. Viele Protestanten wollten zuerst weder mit dem König von Frankreich, der noch immer seine reformirten Unterthanen (Hugenotten) verfolgte, noch mit dem König Philipp von Spanien, der ein erklärter Feind des evangelischen Glaubens war, ein Bündniß schließen. Zu dieser Partei gehörten hauptsächlich die Unterengadiner. Die Oberengadiner und Bergeller neigten sich zu Spanien hin, weil sie von König Philipp als Herzog von Mailand Vortheile hinsichtlich des Verkehrs, z. B. zollfreie Getreideausfuhr erwarteten. Um das spanische Bündniß zu verhindern, wurde im Unterengadin sogar ein öffentliches Volksschauspiel aufgeführt, bei dem der silberlockige Greis Caspar Campell, welcher 1537 das Kindlein seines Sohnes Ulrich getauft, die Hauptrolle spielte. Als die spanischen „Thalerfresser" wahrnahmen, daß die Französischgesinnten obsiegen würden, vereinigten sie sich

schlau mit den Neutralen, welche von keinerlei Bündnisse wissen wollten. Sie hofften, daß, wenn einmal das französische Bündniß verhindert wäre, die französischen Parteigänger, welche eher ohne Wasser und Feuer, als ohne Pensionen und Jahrgelder zu leben vermöchten, zum Bündnisse mit Spanien Hand bieten würden. „So gefährlich ist es," sagt Campell, „wenn ein Raubthier einmal Blut gekostet hat." Nun vereinigten sich viele Neutrale mit der französischen Partei, indem sie ein Bündniß mit Frankreich am Ende für das kleinere Uebel hielten. Auch Pfarrer Campell in Süs rieth dazu aus Furcht vor Spanien, was er jedoch später bei der Nachricht von der Pariser Bluthochzeit mit bitteren Thränen bereute. Das französische Bündniß kam zu Stande. Nun erreichte der Wirwarr den höchsten Grad. Der spanische Gesandte begab sich drohend aus dem Lande. Sein Anhang wühlte, bis ein bewaffneter Volksaufstand ausbrach. (1565). Mit fliegenden Fahnen zogen die irregeleiteten Unterengadiner in's Oberengadin und lagerten sich in Zuz, um die französischen „Kronenfresser" zu zuchtigen. Welch' wildes Getümmel herrschte nun an dem Orte, wo sechszehn Monate früher Joh. Travers in die Wohnungen des ewigen Friedens einging! Die Unruhstifter hatten nicht bedacht, daß es gefährlich ist, den Löwen zu wecken. Der bewaffnete Volkshaufen in Zuz wüthete zuletzt auch gegen die Empfänger der

„spanischen Thaler." Da die Unterengadiner in den reichen Häusern von Zuz die vielen Schinken aufräumten, wurde dieser Feldzug nachher spottweise „Speckkrieg" genannt. Diese politischen Wirren waren für die evangelische Kirche von sehr schlimmen Folgen. Die Protestanten, welche so sehr der Eintracht bedurften, wurden dadurch getrennt und geschwächt. Auch ihre Pfarrer wurden in den Strudel gerissen. Nicht nur in den politischen Gemeindeversammlungen, sondern selbst im Schooße der Synode wurde dieser heillosen Bündnisse wegen mit Leidenschaftlichkeit gestritten. In einer Versammlung geriethen sogar die beiden Collegen von Chur heftig hinter einander. Fabricius beschuldigte in einem Briefe an Bullinger den Gallicius, Geld von fremden Gesandten empfangen zu haben. Ließ er sich vielleicht wieder von denselben als Uebersetzer gebrauchen? Oder war die Anklage aus der Luft gegriffen? Thatsache ist, daß in den damaligen Wirren Viele unschuldigerweise in Verdacht geriethen. Auch Campell wurde beschuldigt, er habe sich mit französischem Golde bestechen lassen, weil er das Bündniß mit Frankreich angerathen. Sein Ankläger wurde jedoch als Lügner erfunden. Fabricius berief sich, wenn er Ungünstiges über seinen Collegen nach Zürich meldete, auf Gerüchte, nicht auf Thatsachen. Welche Bewandtniß es aber in aufgeregten Zeiten mit den Gerüchten hat, weiß Jedermann.

Zum Glück für die uneinigen Protestanten, geriethen zu dieser Zeit auch die Katholiken in einen heftigen langen Streit unter einander. Zwei Monate nach dem Speckkriege starb der wohlbeleibte Bischof Thomas Planta. Da er sparsam und gegen die Armen nicht wohlthätig gewesen, wie sein Vorgänger Iter, hatte er während sechszehn Jahren große Reichthümer gesammelt. Nach dem Zeugnisse Campell's stand er in starkem Verdachte, Pensionen auswärtiger Staaten zu beziehen. Dennoch fand man bei seinem Tode die bischöfliche Kassé leer. Es ist oben bemerkt worden, daß er gegen Freunde und Verwandte freigebig gewesen sei. Kein Wunder, daß sich bei jeder Bischofswahl die vornehmsten Familien des Landes große Mühe gaben, einen der Ihrigen auf den Stuhl zu lupfen. Dießmal wollten es die Salis um jeden Preis durchsetzen, daß der Erzpriester Bartholome Salis von Sondrio, der schon zweimal vergeblich die Hände nach der Bischofsmütze ausgestreckt hatte, gewählt werde. Nach langem Streite, in dem es nicht an ärgerlichen Auftritten fehlte, welche wichtige Beiträge zur Sittengeschichte jener Zeiten bilden, wurde der Entscheid dem Papste und den katholischen Eidgenossen anheimgestellt. Beide sprachen sich für Beat a Porta, von Davos stammend, aus, welcher ein gelehrter Mann war und als ein erklärter Feind der „Zwinglischen Ketzerei" galt, während der alte

Salis, der in einem Treffen des Müsserkrieges mit seiner Halebarde eilf Feinde erlegt hatte, gegen die Protestanten freundlich gesinnt war.

Der Streit hatte zwei ganze Jahre gedauert.

Wir machen nun unserm Philipp wieder einen Besuch in dem bescheidenen Pfarrhause zu St. Regula. Die engen Gänge wimmeln etwas weniger von Kindern als vor etlichen Jahren. Immerhin sitzen noch acht Söhne und Töchter am Tische. Genug um die schmählich kleine Churer Pfründe zu verzehren. Nicht umsonst ist die treue Hausmutter vor der Zeit alt geworden. Wie viel hat es der guten Ursula getroffen, seit jenen Tagen, da sie mit ihrem Philipp von Lavin über die hohen Berge hinaus fliehen mußte! Auf ihre Hochzeit folgten nicht Honigmonate, sondern Wermuthjahre. Welche Angst mußte sie in Langwies ausstehen! welche Entbehrungen in Scharans erdulden! welche Sorgen in Chur tragen! Eine religiöse Frau ist jedoch stark. Wohl dem Manne, der in den Stürmen des Lebens eine Gefährtin an der Seite hat, die da spricht: „Vertraue Gott! so wird er dir aushelfen.“ Im stillen Kämmerlein des Gallicius und seiner Ehehälfte ertönten nicht nur Klagelieder, sondern auch Lob- und Dankpsalmen. Der Herr, der einst mit wenigen Broden Tausende gesättigt, segnete auch die spärliche magere Kost im Pfarrhause zu St. Regula. Und über wie viele herrliche Siege des Evangeliums konnte

sich Philipp freuen! Seine Ursula theilte mit ihm die Freude im Herrn. Mit welcher Wonne konnte ferner das oft so schwer geprüfte Elternpaar auf die drei ältesten Söhne hinblicken! Alle drei trugen bereits das schwarze Ehrenkleid.

Alexander, Philipp und Johannes begleiteten ihren Vater, wenn er sich in die Sitzungen der Synode begab. Es waren tüchtige Streiter Christi. Philipp predigte in dem romanischen Flims, einer der größten Gemeinden des Oberlandes. Alexander war Seelsorger in dem stattlichen Flecken Thusis.

Als im J. 1563 Schiers, die volkreichste Gemeinde des Prättigau's, sich vom Papstthum lossagte, war dort zur Befestigung der Reformation ein wackerer Arbeiter nothwendig. Die Synode schickte den jungen Alexander Gallicius an den wichtigen Posten. Auf seiner Reise von Thusis nach Schiers wurde er in Ems bei Chur von Katholiken überfallen und grausam mißhandelt.

Da der rhätischen reformirten Kirche an der Schwelle Italiens immer größere Gefahren drohten, war eine innigere Anschließung derselben an die evangelischen Schwesterkirchen in der Eidgenossenschaft nothwendig Als daher Bullinger in Zürich die helvetische Confession herausgab, war Gallicius ohne Zweifel der erste, welcher anrieth, die rhätische Confession, sein eigenes Werk, aufzugeben. Er und Fabricius unter=

schrieben 1566 Namens der rhätischen Kirche die helvetische Confession.

Siebenzehntes Kapitel.

Gallicius stirbt an der Pest 1566.

Es war dies eine seiner letzten Thaten zum Heil der vaterländischen Kirche. Die Pest, welche schon 1564 aus dem Elsaß in die Schweiz gekommen, und besonders in Basel und Bern furchtbar wüthete, drang 1566 auch in den Schooß der rhätischen Alpen hinauf. Die Stadt Chur, welche sich von der schrecklichen Seuche des Jahres 1550 noch nicht ganz erholt hatte, wurde auch diesmal am stärksten heimgesucht. Fast ein Drittel ihrer Bevölkerung sank in's Grab. Auch im Pfarrhause zu St. Regula ging die Todtenbahre mehrmals ein und aus. Zuerst wurde unser Philipp zur Ruhestätte des Grabes getragen. Ihm folgten bald nachher seine treue Ursula und zwei Söhne Joseph und Noah. Etwas später wurden auch die drei im Weinberge des Herrn arbeitenden Söhne des Gallicius eine Beute der schrecklichen Seuche! Kein Augenzeuge schildert uns die letzten Stunden Philipp's. In Pestzeiten sind die Sterbezimmer nicht mit theilnehmenden Freunden angefüllt. — Wir wissen aber: Wer dem Herrn lebt, stirbt dem Herrn und ist sein. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Die getreuen Knechte gehen, wenn sie sterben, zu des Herrn Freuden ein. Kein Denkstein bezeichnet das Grab des Hauptreformators der drei Bünde in Hohenrhätien. Möge dieses Büchlein dazu dienen, das Andenken des herrlichen Mannes unter dem evangelischen Volke aufzufrischen. Er hat für das köstlichste Gut, das wir besitzen und genießen, für die Religionsfreiheit, gekämpft und geduldet bis an sein Ende.

Halle. Druck von Otto Hendel.

Von demselben Herrn Verfasser ist in gleichem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ritter Johannes Guler von Weineck.

Lebensbild eines Rhätiers aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Von **Georg Leonhardi**,
Pfarrer in Brusio.

16. Eleg. broch. Preis Fr. 1. 50. = 12 Ngr.

„Eine ächt volksthümliche und zugleich das protestantische Bewußtsein in hohem Grade anregende Biographie. Der Verfasser, Pfarrer in Brusio, führt uns das Lebensbild eines Mannes vor, der geschult und erprobt durch fast ununterbrochene Kämpfe sich als einen christlich ritterlichen Charakter dokumentirt, eine Stütze, an die sich die Schwachen anlehnen, eine Säule seines Vaterlandes, das von Feinden bedrängt und umringt ist, ein Mann, der einer Eiche gleicht, die, mit ihren Wurzeln festgewachsen, durch die heftigsten Stürme nicht erschüttert werden kann Dieser wackere tapfere Rhätier hatte aber den festen Mittelpunkt gewonnen, hatte jene Höhe des Lebens erreicht, von der aus der gläubige Christ mit sicherer Ruhe und unbeugsamer Festigkeit herabblicken kann auf Alles, was ihn zu erschüttern droht, den Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstrahlen. Es bewährte sich auch an diesem tapfern Streiter Christi jene mehr durch die Gnade Gottes in Christo erlangte Festigkeit des Herzens.

Victor ero tandem
Mea spes est unica Christus
Huic vivo, huic moriar
Caetera nihil curo;

also schreibt er in sein tägliches Handbuch. In Gottes Wort sucht und findet der christliche Held und Staatsmann Trost und Stärke in jeder Noth. Mit besonnener Beharrlichkeit hält er an der Sache fest und bleibt bis zu seinem letzten Hauch seinem Wahlspruch treu: Deo, patriae et amicis. Und seine Hoffnung ward nicht zu Schanden. Seine Glaubenstreue ward belohnt mit einem heitern unumwölkten Lebensabend und einem fröhlichen Scheiden. In der That ein gar köstliches erquickendes Lebensbild, das wir hiermit nochmals auf's wärmste empfehlen. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. (Zimmermann's theol. Literaturbl. 1864 Nr. 1. im Auszuge.)
